

# Polnische Migranten in Potsdam

-

Wie kann Soziale Arbeit Identitätsbildung fördern?

Bachelorarbeit  
Fachbereich Sozialwesen

an der  
Fachhochschule Potsdam

vorgelegt von

Aneta Szerbak-Zeis

Matrikelnummer: 6208

Dezember 2009

Erstbetreuerin: Dipl. Med. Päd. Wally Geisler  
Zweitbetreuerin: Prof. Dr. Angela Mickley

## **Inhaltsverzeichnis**

1	Einleitung .....	4
2	Identität.....	7
	2.1 Allgemeine Überlegungen	8
	2.2 Rollentheoretische Überlegungen	9
	2.3 Fazit	14
3	Identität und Migration.....	16
	3.1 Sprache und Identität	18
	3.2 Zwischenwelten	20
	3.3 Entwurzelung	21
	3.4 Hybridität	23
	3.5 Fremdheit	24
	3.6 Anomiekonzept	26
4	Polnischen Migranten in Potsdam.....	28
	4.1 Statistik	28
	4.2 Allgemeine Annahmen über polnische Migranten	30
	4.2.1    Unbekanntheit und Heterogenität	30
	4.2.2    Netzwerke	30
	4.2.3    Nationale Identität	32
	4.2.4    Unsichtbarkeit und Anpasstheit	32
	4.2.5    Individualismus und Staatsmisstrauen	34
	4.2.6    Transnationalismus der polnischen Migranten	35
	4.2.7    Indikatorenmodell	36
	4.2.7.1 Transmobilität	37
	4.2.7.2 Transkulturalität	38
	4.2.7.3 Transidentität	38
	4.3 Befragung unter polnischen Migranten in Potsdam	39
	4.3.1    Personenbezogene Daten	39
	4.3.2    Migration und Aufenthalt	40
	4.3.3    Sprache und Beruf	40
	4.3.4    Kontakte und Traditionen	41

4.3.5	Gesundheit und Integration	42
4.4	Beratungsangebote in Potsdam	43
5	Soziale Arbeit und Identitätsbildung .....	46
5.1	Zwischenwelten in der Soziale Arbeit	47
5.2	Methoden der Identitätsbildung	48
5.2.1	Netzwerkarbeit	49
5.2.2	Biografie Arbeit	52
6.	Schlusswort.....	59

Fragebogen

Literaturverzeichnis

Eidesstattliche Erklärung

# 1 Einleitung

*Der Pass ist der edelste Teil  
von einem Menschen.  
Er kommt auch nicht auf so einfache Weise  
zustande wie ein Mensch.  
Ein Mensch kann überall zustande  
kommen, auf die leichtsinnigste Art.  
Und ohne gescheiterten Grund,  
aber ein Pass niemals. Dafür wird er  
auch anerkannt, wenn er gut ist,  
während ein Mensch  
noch so gut sein kann  
und doch nicht anerkannt wird.*

**Bertold Brecht**

Die vorliegenden Überlegungen über Identität und Migration zu schreiben entstanden vor allem aus meiner persönlichen Situation, in zwei Ländern zu leben – also zwischen Deutschland und Polen und aus dem Fakt, dass ich diesen Bereich der Identität und Migration für meine zukünftige berufliche Tätigkeit als Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin sehr wichtig und spannend finde. Bevor ich also selbst in den Beruf einsteige finde ich es für meine persönliche Entwicklung sehr wichtig, mir über meine eigene Migration Gedanken zu machen, diese zu sortieren und einzuordnen.

Das angesprochene Thema ist in der Zwischenzeit zu meiner „zweiten Haut“ geworden, es begleitet mich jeden Tag und ist in meinem „deutschen“ Alltag verankert. Mit diesen Überlegungen lebe ich und setze mich jeden Tag auseinander. Es gibt zwar keinen Zwang zu überlegen, wie das ist, Migrantin zu sein, wenn man Migrantin ist. Aber es wäre doch schade nicht darüber nachzudenken, was der Prozess der Migration für mich bedeutet und wie er sich dabei auf mein (Selbst-) Bewusstsein auswirkt. Andererseits wird man immer wieder daran erinnert, dass man aus einem anderen Land kommt. Die oft nett gemeinte Frage: „Woher kommst du?“, gehört zu meinem Alltag wie „Guten Tag“ oder „Hallo“. Nach fast sieben Jahren Aufenthalt in Deutschland und nach dem man nur aus dem Akzent erkennen kann, dass ich nicht in Deutschland geboren bin, muss ich immer noch diese „nette“ Frage beantworten. Warum taucht sie immer wieder auf und vor allem welche Reaktion ist dieses Mal zu erwarten? Denn diese meist zufälligen kleinen Dialoge beinhalten aus eigener Erfahrung immer eine gewisse Spannung in sich. Wie wird die Reaktion des Gesprächspartners sein, wenn ich „Polen“ sage? Manchmal reagieren sie

entlastet: „Oh, ich dachte schon aus Russland“ (was man je nach Intonation ungefähr so interpretieren muss: „Gott sei dank nicht aus Russland“). Ein anderes Mal bekomme ich – meist witzig gemeint und umschrieben - die gängigsten Vorurteilen über Polen serviert: „Die Polen saufen nur“, oder „in Polen laufen nur besoffene Menschen durch die Straßen“; „heute gestohlen, morgen in Polen“ (im Bezug auf Autodiebstähle) usw. Dabei erfahre ich oft, dass mein Gesprächspartner entweder noch nie in Polen war oder das letzte Mal vor zehn Jahren. Am Anfang hatte ich eine gewisse Akzeptanz für solche Gespräche gehabt und das größtenteils ignoriert. In meiner Naivität dachte ich, dass es nur wenige seien, die so etwas meinen. Nach sieben Jahren aber habe ich so oft diese Sätze gehört, dass ich das nicht mehr ignorieren kann und auch nicht mehr unbedingt freundlich reagiere. Ich bemerke sogar, wie ich mich von den spontanen Gesprächen auf der Straße oder bei Festlichkeiten zurückziehe.

Diese Alltagserlebnisse beeinflussen mein Selbstwertgefühl und verursachen, dass ich immer mehr darüber nachdenke, was der Aufenthalt in Deutschland für mich bedeutet. Ich stelle mir oft folgende Fragen: Wer bin ich jetzt? Was ist aus mir nach ein paar Jahren Aufenthalt im fremden Land geworden? Ist dieses Land schon vertraut oder immer noch fremd? Ist das meine zweite Heimat oder habe ich nur eine Heimat in meinem Herz und im Kopf und dieses Land hier ist nur der Ort, wo ich jetzt wohne und mich aufhalte für unbestimmte Zeit? Ist meine Heimat immer noch die gleiche Heimat, die ich seit der Kindheit kenne oder hat sie sich wie ich geändert und wird mir immer fremder? Bin ich noch immer dieselbe Person, die vor ein paar Jahren in ihrer bekannten und vertrauten Welt in Polen gelebt hat, die Sitten, Bräuche, Traditionen und Alltagsrituale ihrer Eltern täglich zyklisch wiederholt hat? Diese vielen Fragen und noch mehr begleiten mich durch den anhaltenden und derzeit immer stärker werdenden Prozess der Migration. Ich überlege oft, wie es den anderen Polen in Deutschland geht und ob sie sich in der deutschen Gesellschaft aufgenommen fühlen oder eher unter sich bleiben? Wollen sie irgendwann nach Polen zurückkehren oder eher für immer in Deutschland leben? Oder leben sie irgendwo dazwischen, schon nicht mehr in Polen, aber auch noch nicht in Deutschland? Wie sind die Verhältnisse zwischen Heimat und Fremdland?

Diese Fragen könnte ich unendlich fortsetzen. Um aber auch mögliche Antworten zu finden habe ich diese Arbeit in vier Kapitel geteilt, in denen verschiedene Überlegungen und Begrifflichkeiten erklärt und zusammengefasst werden. Im ersten Kapitel befasse ich

mich zunächst mit dem Begriff der Identität und versuche mit Hilfe einschlägiger Theorien die wichtigsten Elemente und Prozesse zu erfassen.

Im zweiten Kapitel versuche ich den Begriff der „Identität“ unter dem Aspekt der Migration zu untersuchen und eine Antwort darauf finden, ob und wenn ja wie Migration überhaupt eine Rolle in der Identitätsentwicklung spielt. Wie werden die Persönlichkeit und das Selbstwertgefühl durch Migration und das Leben im fremden Land beeinflusst? Was bedeutet Migration im Bezug auf Identitätsentwicklung? Hier werde ich mich eher auf die emotionale Seite der Migration konzentrieren und versuchen, mit Hilfe verschiedener Theorien einen Einblick in die intime Welt der Migration zu werfen, wo Selbstwertgefühle eine sehr große Rolle spielen.

Anschließend werden im dritten Kapitel die polnischen Migranten in Potsdam näher betrachtet und ihre besonderen Merkmale als „ethnic community“ dargestellt. Auf Grundlage von Fragebögen und Gesprächen soll eine Antwort auf die Frage gegeben werden, wie es den heute in Deutschland lebenden Migranten aus Polen geht, wie sie leben, welche Netzwerke sie nutzen und ob das Thema der Identität eine Rolle spielt.

Zuletzt wird im vierten Kapitel die Identitätsfrage unter dem Aspekt der Möglichkeiten und Grenzen Sozialer Arbeit untersucht. Kann Soziale Arbeit überhaupt Identitätsbildung als eines ihrer Arbeitsfelder wahrnehmen und hier wirksam sein? Wie kann sie sich in der modernen Welt um die Identität von Migranten kümmern?

Aus Gründen der Vereinfachung und besseren Lesbarkeit wird die männliche bzw. allgemeine Form verwendet. Darin ist das jeweils andere Geschlecht mit einbezogen.

## 2 Identität

*Wenn ich bin, der ich bin und nicht, was ich habe, kann mich niemand berauben oder meine Sicherheit und mein Identitätsgefühl bedrohen. Mein Zentrum ist in mir selbst – die Fähigkeit, zu sein und meine mir eigenen Kräfte auszudrücken, ist Teil meiner Charakterstruktur und hängt von mir ab.*

**Erich Fromm**

Der Begriff Identität<sup>1</sup> lässt sich leider nicht mit einer Definition erklären. Er ist vielseitig und hat viele Dimensionen. Man kann über Identität aus psychologischer, aus soziologischer oder vielerlei anderer Sicht reden. Es ist nicht einfach bzw. gar nicht möglich eine bestimmte Antwort darauf zu geben, was Identität ist. Die Suche geht meist mit folgenden Überlegungen einher: Wer bin ich und vor allem wie und wo? Wo komme ich her? Warum bin ich so, wie ich bin? Was bin ich für andere? Was ist das, was mich identifiziert? Was ist das Individuelle in und an mir und wie reagieren andere darauf? Bedeutet Identität und das, was mich identifiziert, mein äußeres Aussehen oder meine Gedanken, mein Ton, Augenfarbe, mein Akzent? Mit Sicherheit ja, auch. Aber was ist das konkret? Wann ist man sich überhaupt bewusst, mit der eigenen Identität konfrontiert zu sein, sich selbst zu treffen und diese alle Fragen zu stellen? Welche Antworten erhält man? Bekommt man überhaupt welche? Wenn ja, kann man dann diese Identität steuern, ändern, anpassen? Diese Fragen vermehren sich ins Unendliche und es entsteht die Unsicherheit, ob eine umfassende Antwort gefunden werden kann.<sup>2</sup>

Oftmals, etwa in einer Krisensituation, kommt die Frage nach der eigenen Identität ans Licht. In einer Konfrontation mit der Gesellschaft beginnt man über die eigene Rolle und Akzeptanz nachzudenken. Identität, so scheint zunächst festzustehen, ist ein ambivalentes Ding: „Identität bildet ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und der äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: Sie soll

---

<sup>1</sup> Im Folgenden wird durchgängig der Begriff der Identität verwendet, wenngleich Begriffe wie PERSÖNLICHKEIT, SELBST oder ICH synonym zu verwenden sind.

<sup>2</sup> Angesichts des enormen Umfangs von Theorien und Sichtweisen zur Identität – wie etwa der Neurobiologie, Staats- bzw. Verfassungstheorie, Historie oder Autobiographie – wird im Rahmen dieser Arbeit lediglich auf die entwicklungspsychologische, soziologische und kommunikationstheoretische Ebene abgezielt.

einerseits das unverwechselbar Individuelle, aber auch das soziale akzeptable darstellbar machen. Insofern stellt sie immer eine Kompromissbildung zwischen ‚Eigensinn‘ und Anpassung dar.“<sup>3</sup>

## **2.1 Allgemeine Überlegungen**

Dieses Problem der Gleichheit in der Verschiedenheit interessiert auch den Psychologen Erikson der feststellt: „(...) dass [der] Kern der Identität in der Fähigkeit des Ichs [liegt] - angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten (...).“<sup>4</sup> Diese Gleichheit in der Wahrnehmung der eigenen Person bildet die Grundüberlegungen zu seiner Identitätstheorie.

Identität bildet sich für Erikson stabil nach und nach mit der Pubertät und endet in der Adoleszenz mit der Integration in die Gesellschaft mit dem „(...) tiefem Gefühl der Verwurzelung und des Wohlbefindens, der Selbstachtung und Zielstrebigkeit.“<sup>5</sup> Die Person wird dann mit einem „inneren Kapital“<sup>6</sup> ausgestattet, das ihr eine erfolgreiche Lebensbewältigung sichert und die Synchronisation der inneren und äußeren Welt ermöglicht. Dies ist eine optimistische psychologische Theorie, die ganz bestimmt nicht ausreichend ist, um die Identität vollständig zu definieren. Die modernen soziologischen Theorien geben hier einen anderen Blick auf dieses Problem. Identitätsbildung endet nicht mit dem Eintritt ins Erwachsensein, sondern ist „(...) als Prozessgeschehen beständiger ‚alltäglicher Identitätsarbeit‘, als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten (...)“ zu verstehen<sup>7</sup>. „Die Vorstellung der Identität als einer fortschreitenden und abschließbaren Kapitalbildung wird zunehmend abgelöst durch die Idee, dass es bei Identität um einen Projektentwurf des eigenen Lebens geht.“<sup>8</sup>

Die soziologische Sicht versteht Identität „(...) als konzeptionellen Rahmen innerhalb dessen eine Person ihre Erfahrungen interpretiert und die jeweils die Basis bildet für aktuelle Identitätsprojekte.“<sup>9</sup> Die alltägliche Identitätsarbeit versucht in spezifischen Identitätsprojekten situativ stimmige Passungen im Verhältnis von inneren und äußeren Erfahrungen zu entwickeln. Durch diese Passungen sichert sich das Subjekt seine

---

<sup>3</sup> Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Luchterhand 2001, S 807

<sup>4</sup> ebenda

<sup>5</sup> vgl. ebenda S. 808

<sup>6</sup> vgl. ebenda S. 808

<sup>7</sup> vgl. ebenda S. 808

<sup>8</sup> vgl. ebenda S. 808

<sup>9</sup> vgl. ebenda S. 809



gesellschaftliche Handlungsfähigkeit. Dazu werden Identitätsstrategien eingesetzt. Identität ist also ein Projekt, das zum Ziel hat ein individuell gewünschtes oder notwendiges „Gefühl von Identität“<sup>10</sup> zu erzeugen. Grundlegende Voraussetzungen für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit.<sup>11</sup>

Wie groß die Bedeutung von Gesellschaft und sozialer Anerkennung in der Identitätsbildung ist, bestätigt Krappmann in seiner „Identitätsbalance“-Theorie.<sup>12</sup> Demnach wird der Identitätsaufbau nur in einem sozialen Prozess möglich, wo gesellschaftliche Interaktionen Identität konstruieren. Identität ist also das Resultat eines Sozialisationsprozesses, welcher sich in der Auseinandersetzung von Person und Umwelt manifestiert.<sup>13</sup> Dabei unterscheidet er, in Anlehnung an Goffmann (1976), die Entstehung von „persönlicher Identität“ und „sozialer Identität“. Die beiden Identitäten sind für Krappmann sozial zugeschriebene Identitäten: „Sie stehen zueinander in Widerstreit, denn in der biografischen Dimension der ‘personal identity’ wird vom Individuum verlangt, *zu sein wie kein anderer*. In der horizontalen Dimension der ‘social identity’ dagegen wird das Individuum betrachtet, als ob es mit den vorgegebenen Normen voll zur Deckung zu bringen sei. In dieser Dimension wird ihm zugeschrieben, *zu sein wie alle anderen*. Die Balance zwischen den beiden Dimensionen, bzw. Identitäten zu finden ist eben die Leistung des Individuums, die Krappmann als Ich- Identität bezeichnet.“<sup>14</sup>

## **2.2 Rollentheoretische Überlegungen**

In Bezug auf die theoretischen Überlegungen von Krappmann und Goffmann erscheint ein weiterer wichtiger Aspekt der Identitätsentwicklung in der Rollentheorie, also der vielen verschiedenen Rollen die man als Mensch im Laufe des Lebens annimmt.<sup>15</sup>

Peter L. Berger sieht „(...) Individuum und Gesellschaft als zwei getrennte Wesenheiten gegenüber, wobei die Gesellschaft als Wirklichkeit außerhalb der Person Druck und

---

<sup>10</sup> vgl. ebenda S. 809

<sup>11</sup> vgl. ebenda S. 809

<sup>12</sup> vgl. K. Hoffmann: *Leben in einem fremden Land, Wie Türkische Jugendliche soziale und persönliche Identität Ausbalancieren*, KT-Verlag, Bielefeld 1990. S. 27

<sup>13</sup> vgl. ebenda, S. 28

<sup>14</sup> vgl. ebenda – die persönliche Identität ist hier als Einzigartigkeit des Menschen zu verstehen und die soziale Identität bezieht sich auf den Mensch in seinen Lebensbezügen, auf Erwartungen den anderen.

<sup>15</sup> Zur Rollentheorie wäre hier empfehlenswert die Texte von Krappmann und Goffman zu lesen. Da, die beiden aber an G.H. Mead anknüpfen, werde ich jenen vorziehen und außerdem von P.L Berger zitieren.

Zwang ausübt.<sup>16</sup> Als ein gesellschaftliches Beispiel für verschiedene Rollenspiele nennt der Autor einen Studenten der für verschiedene Vorlesungen vorbereitet sein muss und sich den Herausforderungen und Erwartungen verschiedener Professoren anpassen und angemessene Antworten für jeden haben soll. „Eine Rolle kann also definiert werden als eine typifizierte Antwort auf eine typifizierte Erwartung. Die Gesellschaft hat im Wesentlichen die Typologie vorgeschrieben.“<sup>17</sup> Eine Rollenübernahme folgt im Leben wie im Theater: „Textbücher und Rollenauszüge für alle ‚dramatis persona‘ hat die Gesellschaft bereits besorgt. Die Spieler brauchen nur in die Rolle hinauszuschlüpfen die längst bevor der Vorhang aufgeht verteilt worden sind. So lange sie spielen, was sie sollen und wie sie sollen, nimmt das Drama der Gesellschaft seinen vorgesehenen Lauf.“<sup>18</sup>

Ein interessanter Aspekt ist dabei zu beobachten. Diese Rollen, die wir übernehmen, beeinflussen uns zutiefst und „wir fühlen leidenschaftlicher, wenn wir küssen, demütiger, wenn wir knien, zorniger, wenn wir die Fäuste ballen. Das bedeutet, dass der Kuss die Leidenschaft nicht nur ausdrückt, sondern verstärkt, wenn nicht gar hervorbringt. Zu Rollen gehören eben nicht nur bestimmte Handlungen, sondern auch das entsprechende Gefühl und die innere Verfassung. (...) Gefühl und Einstellung mögen zwar allemal schon vorhanden gewesen sein, bevor die Rolle angelegt wurde. Aber unbedingt verstärkt sie, was vorher da war. In vielen Fällen spricht sogar alles dafür, dass dem Rollenspiel im Bewusstsein des Akteurs gar nichts vorausgegangen ist (z. B. wird man kriegerisch, wenn man in einer Kampfformation marschiert).“<sup>19</sup>

Berger beweist, dass jede Rolle immanente Disziplin hat: „Sie formt, gestaltet und prägt sowohl die Handlung wie den Handelnden. Es ist in dieser unserer Welt gar nicht so einfach, eine Rolle vorzutauschen. Normalerweise wird man zu dem was man spielt.“<sup>20</sup>

In diesem Rollenspiel mit seinen Wechseln liegt, so Berger, mithin ein großes Risiko für die Identität: „Verschiedene Schwierigkeitsgrade beim Rollenwechsel dürfen uns aber nicht blind dafür machen, dass uns selbst Identitäten, die wir für unser innerstes Selbst halten, von der Gesellschaft zugesprochen worden sind.“<sup>21</sup>

---

<sup>16</sup> Berger: Einladung zur Soziologie, Soziologische Perspektive I: Gesellschaft im Menschen, München 1973 S. 105

<sup>17</sup> Berger, S. 107

<sup>18</sup> Berger, S. 108

<sup>19</sup> ebenda

<sup>20</sup> Berger, S. 110

<sup>21</sup> ebenda

Die Rollentheorie hat soziologisch gesehen eine große Bedeutung, demnach wird Identität von der Gesellschaft verliehen, von ihr gestürzt und erhalten und durch sie umgewandelt.<sup>22</sup> Berger ist überzeugt, dass die Gesellschaft bei Erwachsenen für eine Änderung der Identität sorgen kann und dass die gesellschaftliche Anerkennung eine wichtige Rolle dabei spielt. „(...) Mensch-Sein bedeutet als Mensch erkannt, anerkannt zu werden, genauso wie ein bestimmter Mensch zu sein bedeutet, als dieser bestimmter Mensch anerkannt zu werden. Wenn ein Kind ohne menschliche Zuneigung und Wartung aufwächst, wird es entmenschlicht. Ein Kind, das als Mensch respektiert wird lernt, sich selbst zu respektieren.“<sup>23</sup>

Berger betont, dass es unheimlich wichtig ist, von der Gesellschaft Akzeptanz und Zugehörigkeitsgefühle zurückzubekommen: „Identitäten werden aber, wie gesagt, nicht nur von der Gesellschaft verliehen. Sie müssen auch von ihr gestützt und erhalten werden – und zwar stets und ständig. Man kann nicht für sich und mit sich allein Mensch sein – und anscheinend kann man auch nicht für sich und mit sich allein an einer Identität festhalten (...).“<sup>24</sup>

Wenn man in einer vertrauten, für sich bekannten Umgebung aufwächst gibt es in aller Regel vertraute Bezugspersonen, die uns kennen, akzeptieren und in bestimmten Situationen unsere Identität bestätigen können. In den meisten Fällen ist es uns nicht bewusst, dass eine solche Bestätigung stattfindet. Erst wenn wir in eine unbekannte Gesellschaft geraten, wird uns klar, dass es hier keinen gibt, der unsere guten Seiten kennt und der es bestätigen könnte, wie wir wirklich sind oder nicht sind bzw. vor dem Hintergrund der Herkunftsgesellschaft waren oder nicht waren. Berger nennt das die „Bestätigung durch Dritte“ und gibt dafür ein Beispiel eines „braven“ Bürgers, der per Zufall ins Gefängnis kommt und in dieser ungünstigen Situation merkt, dass „(...) ohne das Andere in seiner unmittelbaren Umgebung ihn der alten Identität versichern, es ihm nahezu unmöglich [ist], sie dem eigenen Bewusstsein zu erhalten. Beängstigend schnell reagiert und empfindet er, wie man es von einem Häftling erwartet. Es handelt sich hier um eine Integration der früheren Identität.“<sup>25</sup>

Folglich kann der Mensch sein Selbstbewusstsein nur in den Beziehungen zu anderen Menschen entwickeln und dadurch eine Vorstellung von sich selbst gewinnen. Es entwickelt sich ein Wechselspiel der Identität und Interaktionen mit anderen Menschen.

---

<sup>22</sup> Berger, S.111

<sup>23</sup> Berger, S. 112

<sup>24</sup> ebenda

<sup>25</sup> vgl. Berger S. 113

Die Entwicklung des Selbstbewusstseins sieht Berger als einen Prozess in dem „(...) das Individuum selbst zum Objekt seiner Wahrnehmung macht. Denken, hieß es eben, ist nach innen verlegtes Gespräch. Durch innere Kommunikation thematisiert sich das Individuum gleichsam selbst. Es schaut sich selbst zu. Es ist gleichzeitig Subjekt des Handelns als auch sein eigenes Objekt. Es beobachtet sich aus der Sicht der anderen und in Reaktion auf diese Sicht der anderen.“<sup>26</sup>

Ein weiterer Theoretiker<sup>27</sup>, der in der Rollenübernahme einen wichtigen Einfluss auf die Identitätsbildung sieht, ist George Henri Mead, welcher die Zusammenhänge zwischen menschlicher Kommunikation und Identität analysiert. Nach seiner Theorie wird das Individuum sich seiner Identität erst bewusst, wenn es sich mit den Augen der anderen sieht: „In der menschlichen Gruppe gibt es jene Kommunikation, in der die eine Geste setzende und somit etwas mitteilende Person die Haltung des anderen Individuums genauso einnimmt, wie sie sie beim anderen hervorruft. Sie befindet sich selbst in der Rolle der anderen Person, die sie auf diese Weise anregt und beeinflusst. In dem sie diese Rolle der anderen übernimmt, kann sie sich auch selbst besinnen und so ihren eigenen Kommunikationsprozess lenken.“<sup>28</sup>

In diesem Moment der Rollenübernahme blickt der Einzelne mit den Augen der anderen auf sich selbst. „Die unmittelbare Wirkung dieser Übernahme einer Rolle liegt in der Kontrolle, die der Einzelne über seine eigenen Reaktionen ausüben kann“<sup>29</sup>. Dieser ständige Rollenaustausch mit anderen Menschen und die dadurch entstandene gemeinsame Wechselwirkung ist der Kern der Kommunikation. In dieser Kommunikation ist das „Spiel des Geistes“<sup>30</sup> ein wichtiges Element. Er ist „(...) das Auftreten signifikanter Symbole im Verhalten. Er ist die Hereinnahme des gesellschaftlichen Prozesses der Kommunikation in den Einzelnen. Er ist die Fähigkeit, der eigenen Identität die Reaktion (und die betroffenen Objekte) aufzuzeigen, die die eigene Geste für andere aufzeigt und die Reaktion selbst in diesem Rahmen zu kontrollieren.“<sup>31</sup>

In der Theorie ist also Kommunikation und Sprache das wichtigste Medium für die Identität. „Für die Identität ist es notwendig, dass die Person auf sich selbst reagiert. Dieses soziale Verhalten („social conduct“) schafft die Bedingung für ein Verhalten („provides

---

<sup>26</sup> ebenda S.26

<sup>27</sup> Neben dem Berger, Goffmann, Krappman und anderen Theoretikern des Symbolischen Interaktionismus

<sup>28</sup> Mead: Geist und Identität, Suhrkamp 1993, S. 300

<sup>29</sup> ebenda S. 300 ff.

<sup>30</sup> ebenda S. 224

<sup>31</sup> ebenda

behavior“), indem Identität auftritt. Außer dem sprachlichen kenne ich kein Verhalten, in dem der Einzelne sich selbst Objekt ist, und soweit ich sehen kann, ist der Einzelne solange keine Identität im reflexiven Sinn („reflexive sense“), als er nicht sich selbst Objekt ist. Diese Tatsache gibt der Kommunikation entscheidende Bedeutung, da sie ein Verhalten ist, bei dem der Einzelne in dieser Weise auf sich selbst reagiert“<sup>32</sup>.

Eine kurze Auslegung zu Meads Konzept findet man beim Hartmut Esser und J. Friedrichs<sup>33</sup>, die einen vereinfachten Blick auf diese Theorie geben. Mead setzt gegenseitig „I“ und „Me“ in ein Verhältnis, wobei „I“ die Reaktion des Organismus auf die Haltungen der Anderen bedeutet und das „Me“ die organisierte Gruppe von Handlungen anderer, die man selbst einnimmt“, darstellt. „Me“ bedeutet damit die gelernten, internalisierten sozialen Rollenerwartungen gegenüber anderen Akteuren und sich selbst. Das Wissen um die soziale Kategorisierung gibt dem Akteur seine Identität bzw. Rollenidentität. Das „I“ repräsentiert das individuelle Gefühl von Freiheit, Initiative und Kreativität, welches das Individuum im selbstbewussten Handeln den sozialen Zumutungen entgegensetzt. Die dritte Komponente in diesem Modell des Selbst bzw. der Identität bildet der Geist (Mind) als konstruktives, reflexives oder Problem lösendes Denken. „Mind“ bezeichnet somit jene Instanz die antizipatorisch Handlungspläne entwickelt, abwägt und schließlich ihre Umsetzung steuert. Die „unberechenbare Kraft“ des „I“ und die verfestigten Erwartungen des „Me“ bilden durch ihre wechselseitige Bezogenheit eine Einheit.

Das Wechselspiel von „I“ und „Me“ wird von Mead in ein personales Entwicklungsmodell eingebettet. In der ersten Phase erfolgt die Übernahme von Rollen durch Identifikation mit konkreten Bezugspersonen: signifikanten Anderen. Diesen identifikativen „Me’s“ steht ein durch ungestüme, labile und daher (für Andere) unberechenbare „Egozentrik“ geleitetes „I“ gegenüber. Durch die Erweiterung der Primärbeziehungen bzw. durch die Ausdehnung des Interaktionsfeldes wird die Identifikation als Lernstrategie für das „Me“ zunehmend problematischer, da eine Identifikation mit jedem Interaktionspartner nicht möglich ist. Durch die Abstraktion von konkreten Bezugspersonen und Situationen auf allgemeine Handlungsnormen und Werte erfolgt die notwendige Integration verschiedener „Me’s“. Die Handlungsorientierung bezieht sich in dieser Phase auf einen generalisierten Anderen. Entsprechend wandelt sich das „I“ von einer „egozentrischen“ Orientierung zu einer stabilen, antizipierbaren Persönlichkeit. Für Mead ist die Identität (als Bild einer Person

---

<sup>32</sup> ebenda S. 184,

<sup>33</sup> Esser, Friedrichs (Hrsg.): Generation und Identität, Westdeutscher Verlag, S. 26-27.

von sich selbst) gesellschaftlich bestimmt. Gesellschaftliche Differenzierung und die damit verbundenen Divergenzen und Konflikte haben direkte Konsequenzen für die Identität einer Person. Während das „Me“ als Inbegriff der verinnerlichten Erwartungen der anderen soziale Identität bildet, konstituiert sich unsere persönliche Identität erst im dialektischen Wechselspiel zwischen „I“ und „Me“<sup>34</sup>.

## **2.3 Fazit**

Über Identität und die dazugehörigen Theorien, die diesen Begriff aus verschiedenen Blickwinkeln definieren, könnte man ein, oder ein paar Bücher schreiben. Auf Grund des kleinen Rahmens dieser Arbeit wurden hier nur einige Aspekte der Identitätsentwicklung genannt, die für die weiteren Überlegungen über Migration und ihren Einfluss auf die Identitätsbildung als relevant erscheinen.

Einige genannten Elemente der Identität werden hier noch einmal kurz zusammengefasst. Es wurde bisher gesagt, dass Identitätsbildung ein ständiger Arbeitsprozess ist, der vielleicht nie ein Ende findet. Diese Arbeit an sich selbst spielt sich in dem Feld zwischen Ich und Gesellschaft ab. Dabei ist Identität eher eine Haltung als ein Zeichen der Persönlichkeit.<sup>35</sup> Diese Haltung ist von der Situation abhängig und muss immer aktuell angepasst werden.

Die Gesellschaft hat einen enormen Einfluss auf den Sozialisationsprozess eines jeden Individuums. Dabei muss zwischen der persönlichen Identität und der sozialen Identität eine Balance zwischen dem „*zu sein wie kein anderer*“ und „*zu sein wie alle anderen*“ gefunden werden, um die Grundlage für eine stabile Ich-Identität zu bilden. Sowohl dieses Gleichgewicht als auch eine gewisse Kontinuität zu erhalten gehört dabei zu den Hauptaufgaben der Identitätsbildung. Dies wird erschwert, da das Ich in verschiedene, gesellschaftlich vorgeschriebene, zugewiesene Rollen „schlüpfen“ muss. So wie Kinder spielen „Mama“ oder „Papa“ zu sein, lernt man das ganze Leben lang verschiedene Rolle zu „spielen“. Ein schöner Vergleich soll hier noch einmal die Rollentheorie ergänzen: „Rollentheorie ist eine Anthropologie auf soziologischer Grundlage, eine Sicht des Menschen die sich auf Sein in der Gesellschaft gründet (...). Der Mensch spielt im

---

<sup>34</sup> Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Luchterhand 2001, S 807

<sup>35</sup> Andreas Treichler, ist der Meinung dass: „(...) Identität (...) ähnlich wie Kultur – nicht als ein Ding, das man hat, sondern als ein Prozess, in dem man sich befindet, den man lebt, ist“. Vgl. Treichler: Wohlfahrtsstaat, Einwanderung und ethnische Minderheiten, Probleme, Entwicklungen, Perspektiven Westdeutscher Verlag 2002, S. 250

grandiosen Schauspiel der Gesellschaft seinen Part und ist soziologisch gesehen seine eigene Maske. Das, was wir Person nennen, ist ein Repertoire von Rollen, zu deren jeder eine bestimmte Identität gehört. Der Spielraum einer Person ist so groß, wie die Zahl der Rollen, die sie spielen kann. (...) Manchmal braucht sie ein ganz neues Kostüm. Aber immer muss sie sein, was sie spielt.“<sup>36</sup>

Identität braucht zu ihrer Entwicklung Anerkennung und Bestätigung, welche über (Rollen-) Zugehörigkeiten erreicht wird. Identität spiegelt sich im Gegenüber, sie entsteht individuell und subjektiv, wie die Schönheit im Auge des Betrachters liegt. Ihr wichtigstes Medium ist die Kommunikation und die Sprache, die ein Anker für sie ist.

Im nächsten Kapitel wird versucht zu überprüfen welche Einflüsse ein (dauerhafter) Wohnortswechsel - ergo Migration - auf die Identitätsentwicklung hat und welche Probleme damit verbunden sein können. Es wird versucht eine Antwort auf die Frage zu finden: Was bedeutet es für die Identität „Migrant“ zu sein?

---

<sup>36</sup> Berger, op. cit. S . 117.

### 3 Identität und Migration

*„Wenn Menschen äußerlich in Bewegung geraten, so verändert sich häufig auch ihr Selbstverständnis. Man denke nur an die erstaunliche Transformation von Selbstbild und Identitätsgefühl, die die Folge einer simplen Wohnsitzveränderung sein kann.“*

**Peter L. Berger**

Im folgenden Kapitel wird der Frage nachgegangen, was mit einem Menschen passiert dessen Identität auf eine Art „Ausdauerprobe“ gestellt wird. Vor allem, wenn man wirklich nicht sagen kann, wie lange diese Probe dauern soll. Solche Unsicherheitssituationen bringt die Migration mit sich.<sup>37</sup> Es ist ein besonderer Zustand, in dem Menschen den festen resp. gewohnten Halt verlieren, ihre sichere Umgebung, klare vertraute Kontexte und Abläufe aufgeben und eine Reise ins Unbekannte und Ungewisse beginnen. Dabei muss festgehalten werden, dass Migration nicht ein Ausflug, eine Wanderung in ein fremdes Land ist, um Freunde zu besuchen und wieder gemütlich nach Hause zurückzukehren: „Wandern ist eine Bewegung zwischen festen Punkten; dazu gehört ein Ort der Herkunft und der Ankunft – und die Kenntnis der Wegstrecke. Migration dagegen ist Wanderschaft ohne sichere Rückkehr oder gewisse Ankunft. Der Weg selbst eröffnet die Orte des Wohnens; und ruhen die Füße, ist doch das Gemüt ratlos. Die Welt im Kopf verliert ihren festen Halt- und Angelpunkte: kein Ursprung - kein Zentrum - kein Ziel“.<sup>38</sup>

Eine Reise wird euphorisch begonnen in der Hoffnung auf ein besseres Leben, einen besseren Job und zu diesem Zeitpunkt sind wenige Gedanken darüber vorhanden, was dabei verloren oder gewonnen werden kann. Diese Verlust-Gewinn-Bilanz wird erst vollzogen, wenn Fragen der Identität – nun vor dem Hintergrund der eigenen Migrationserfahrung - zu Wort kommen: Wer bin ich - jetzt? Wer bin ich - hier in diesem Ort der Welt? Wie war ich vorher, bevor ich hier angekommen bin? Was hat sich geändert, oder was hat mich so geändert? Wie habe ich mich geändert? Hat sich es gelohnt, ausgewandert zu sein?

---

<sup>37</sup> Im weitesten Sinne kann unter Migration zunächst jeder längerfristige Wohnsitzwechsel verstanden werden und vom Herkunftsland im Sinne der Auswanderung (Emigration) oder vom Zielland im Sinne der Einwanderung (Immigration) her betrachtet werden. Innerhalb von Staaten aber auch von Staatengemeinschaften wie etwa der EU kann man von Binnenmigration sprechen.

<sup>38</sup> Chambers: Migration, Kultur, Identität, Stauffenberg Verlag, 1996, S. IX



Die Migration und die sie begleitenden Prozesse haben somit einen großen Einfluss auf die Identität und können als eine psychische Belastung empfunden werden. Nicht umsonst gibt es ein entsprechendes Forschungsfeld, in dem viel darüber diskutiert wird. In einer interessanten Studie zur „Psychoanalytischen Betrachtung des Kulturwandels durch Emigration“<sup>39</sup> fasst Anekaterain Mendel die typischen Phänomene der Migration anhand polnischer Auswanderer kurz zusammen. Die untersuchten Migranten aus Polen unterscheiden drei Phasen ihres Aufenthalts. Die erste Phase im Prozess der Migration, also zum Zeitpunkt der Immigration ins neue Land, wird von Glücksgefühlen, Erleichterung, euphorischer Hochstimmung, vom Empfinden, auf Urlaub und für nichts verantwortlich zu sein, begleitet. Nach dieser eher kurzen Zeit kommt eine zweite, düstere Phase, die oft von Depressionen, Selbstzweifeln und Antriebsschwächen gekennzeichnet ist. Der Migrant fühlt sich jetzt dumm, innerlich und äußerlich vereinsamt, degradiert, lethargisch und sehr hilfsbedürftig. Oft verliert das Leben seinen Sinn, psychische Krankheiten, Inaktivität und tiefe depressive Verstimmungen bedrücken den Alltag der Ausgewanderten. Die dritte Phase tritt entweder überhaupt nicht oder erst nach Monaten, nicht selten erst nach Jahren auf. Diese Phase führt zur aktiven Aneignung neuer Lebensformen, zur aktiven Lebendigkeit, zu Neugier, Lernbegierde, Reaktivierung früherer Lebensweisen. Die Migranten fühlen sich den Anforderungen des Lebens im neuen Land gewachsen. Sie versuchen, ihre eigene Zukunft zu gestalten und die lähmende Inaktivität der zweiten Phase ist mehr oder weniger beendet.<sup>40</sup>

Mit dem Akt der Migration beginnt zunächst ein Trennungsprozess. Der Migrant trennt sich von Familie, Freunden, Mentalität, Sprache und Kultur, also von den grundlegenden Strukturen, aber auch von einer ganzen Reihe banaler alltäglicher Kleinigkeiten: Straßen und Eisenbahnen, Schriftformen, Sprachdialektik, Wasserhähne und Schlüsselformen, Düfte, Gerüche, Töne, Rhythmen, Pflanzen, Farbtöne. A. Mendel führt diese Liste weiter aus und benennt „(...) alle gesellschaftlichen Regularien, Sitten und Gebräuche, Denkmuster, die Zwischentöne im privaten wie im gesellschaftlichen Leben, die das Leben vielfältig machen, die zu kennen im Herkunftsland mitunter Überlebenswert hatte, die Lehrpläne und Prüfungsrituale in Schulen und Hochschulen, das Wissen um Öffnungszeiten von Kindergärten, Bibliotheken, Schulen, Betrieben.“<sup>41</sup>

---

<sup>39</sup> vgl. Mendel: Psychoanalytische Betrachtung des Kulturwandels durch Emigration, S. 3-9, in Graudenz, Römheld (Hrsg.): Europäische Migrationsforschung, Forschungsfeld Aussiedler, Ansichten aus Deutschland, Frankfurt am Main, 1996

<sup>40</sup> Mendel S. 3.

<sup>41</sup> vgl. Mendel, S. 4 ff.

Im Moment der Migration werden die bekannten Elemente gegen neue ausgetauscht ohne je Abschied von den alten genommen zu haben, trotz Besuchen in der Heimat, um die bekannten Eindrücke aufzufrischen, abgesehen davon, dass sich viele davon während der Abwesenheit ändern. Migration ist also „ein Schnitt, ein Verlust, ein Trauma, eine Wunde“<sup>42</sup> und kann zur **Identitätskrise**<sup>43</sup> führen. In der oben genannten Studie haben polnische Migranten ihre Gefühle als Traurigkeit, Abhängigkeit und Depersonalisierung beschrieben, „(...) der Migrant weiß oft lange nicht mehr, wer er eigentlich ist. Er meint, er sei nicht mehr Herr seiner Zeit, seiner Sinne, seines Kopfes, seiner Geschichte, seines Lebens. Er ist ins Niemandland geraten, obgleich er ja schon im neuen Land angelangt ist“.

44

So kann es manchmal sehr schwierig für Migranten sein, nicht mehr das sichere Gefühl zu haben, sich in dem neuen Land ebenso zu Hause zu fühlen wie im Herkunftsland. Die unterbewusste Angst, alle Beziehungen zu Freunden und Familie durch die räumliche Trennung zu verlieren, macht die Migration zur ernststen Sache. Während der Abwesenheit ändert sich, wie oben bereits erwähnt, zudem viel im Herkunftsort. Neue Einkaufszentren werden gebaut, alte Häuser niedergerissen, neue Grünflächen gepflanzt, die Straßenbahnlinien umgeleitet. Die Freunde schließen neue Freundschaftskreise, ältere Familienmitglieder sterben und die Sprache entwickelt sich ebenfalls weiter, denn die Umgangssprache wächst parallel mit dem technischen, wirtschaftlichen, „emanzipatorischen“ Fortschritt. Nicht dabei zu sein macht unsicher. In dem neuem Land lernt man die neue Sprache. Es ist faszinierend und macht Freude, immer besser kommunizieren zu können, mit jedem Tag besser zu verstehen und sich den Leuten dadurch anzunähern. Auf der anderen Seite wird man von dem Gefühl begleitet, die eigene Muttersprache langsam zu verlieren, sie ein bisschen zu verraten, sie zu vernachlässigen.

### **3.1 Sprache und Identität**

Wenn man an Sprache und Identität denkt, dann kommt man zu dem Punkt, dass beide untrennbar sind und dass der Kommunikationsstil zu unseren wichtigsten Persönlichkeitsmerkmalen gehört. Unser Ton, Stil und Wortschatz sagen viel darüber aus,

---

<sup>42</sup> Mendel: S. 4

<sup>43</sup> Von Identitätskrise – der typischen Krisis der Fremden - spricht z. B. Schütz: Der Fremde, ein sozialpsychologischer Versuch, in Schütz: Gesammelte Aufsätze, Bd. II. Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag, S. 53 - 69

<sup>44</sup> Mendel: S. 5

wo wir hin gehören. Zu welcher Nation, welcher Gemeinde, welcher Gesellschaftsklasse, welcher Subkultur. Mit dem Spracherwerb in der Kindheit arbeiten wir unentwegt an unserem Stil, verbessern ihn mit Studieren, Lesen und Diskussionen. Wir haben unsere Lieblingsformulierungen, die wir auch von der Gruppe, der wir angehören, übernehmen und mit ihr austauschen. So erfahren wir Akzeptanz unserer Ausdrücke.

Mit der Migration verändert sich unsere Sprache - als Teil unserer Entwicklung, unserer Persönlichkeit - die bis zum Zeitpunkt der Migration das einfachste, flexibelste Kommunikationsmedium war. Doch mit dem Wegzug fängt der Prozess wieder von vorne an. Im Kopf denkt man lange Zeit noch mit der Muttersprache<sup>45</sup> aber ausdrücken muss man sich auf Deutsch. Dieses Gefühl, so viele Gedanken zu haben und so wenig sagen zu können führt zur Frustration, zu Sprachbarrieren und Verunsicherung. Die natürliche Spontaneität des Sprechens wird deutlich beschränkt: dadurch sind wir als Persönlichkeiten angespannter, aufmerksamer, vorsichtiger. Sätze wie: „Die Leute beurteilen mich nach dem wie ich spreche“, oder „Soll jetzt mein mangelnder Wortschatz der Ausdruck meiner Intelligenz sein?“, gehen einem durch den Kopf. Auch, wenn das vielleicht nicht ganz so ist, denken die Migranten, dass sie als Dumme da stehen. Das, was man in der Heimat schon gelernt hat (vielleicht ist das ein Studium, ein Beruf) muss man für bestimmte Zeit aufgeben. Auf jeden Fall so lange, bis man die Fremdsprache, also die Sprache der Fremden, sehr gut beherrscht. In der Zwischenzeit kann sich aber unsere Persönlichkeit und Selbstwertschätzung ändern.

An der Sprache spüren die Migranten die eigene Veränderung besonders deutlich. Eine Teilnahme an einer Diskussion beispielsweise, in welcher man vielen Teilnehmer parallel folgen muss und eigene Beiträge leistet, wird am Anfang als eine problematische bis stressige Situation empfunden. „Das Zugehörigkeitsgefühl ist besonders mit Sprache verbunden. Die Lebenswirklichkeit von MigrantInnen ist komplexer und komplizierter als ihre Eingliederung einseitig und formell von den kognitiven Kenntnissen in der deutschen Sprache abhängig zu machen. Und zu dieser Lebenswirklichkeit gehören doppelte Sprachentfremdung, Mischsprache, und je nach Lebenssituation (ob zum Beispiel formelle und informelle Beziehungen mit Deutschen bestehen, welcher Beschäftigung sie nachgehen u. a.) mehr oder weniger ausgeprägter Sprachwechsel.“<sup>46</sup> Es ist anstrengend nur auf die neue Sprache angewiesen zu sein und keine Zuflucht in die Muttersprache in der

---

<sup>45</sup> Im Polnischen nennt man die Muttersprache „język ojczysty“: Vatersprache.

<sup>46</sup> Gemende: Interkulturelle Zwischenwelten, Bewältigungsmuster des Migrationsprozesses bei MigrantInnen in den neuen Bundesländern, München 2002., S. 167 ff.

Umgebung zu haben. Oft ist man gezwungen zu „switchen“, wenn man z. B. mit Gesprächspartner auf Deutsch redet und mit dem eigenen Kind in der Heimatsprache. Vom Gefühl spricht man dann die beiden Sprachen nicht perfekt. „Phänomen, einerseits beide Sprachen – die Herkunftssprache und die deutsche Sprache – mit Akzent und die Muttersprache nicht mehr den aktuellen Entwicklungen im Herkunftsland gemäß zu sprechen (doppelte Entfremdung) und andererseits in einer Mischsprache aus Wörtern aus beiden Sprachen vor allem im Alltag mit Landsleuten oder Kindern zu kommunizieren und je nach Lebenssituation, zwischen Herkunftssprache und Deutsch hin- und herzuwechseln“<sup>47</sup>. Die Stimme klingt anders, man gestikuliert mehr.

### **3.2 Zwischenwelten**

Das Bedürfnis „die Heimat zu behalten“ und im neuen Ankunftsland sich sicher und wohl zu fühlen bedeutet oft ein „hin und her pendeln“, „nirgendwo richtig da sein“. Marion Gemende nennt diesen Zustand „**interkulturelle Zwischenwelten**“<sup>48</sup>. Diesen Begriff setzt sie in Abgrenzung zu den „kulturellen Zwischenwelten“ von Hettlage-Varjas und Hettlage<sup>49</sup> und definiert Interkulturelle Zwischenwelten als „eigenständige, multiple, ambivalente und veränderliche Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die Migranten in einem widerständigem Wechselspiel zwischen sich und ihrer Umwelt entwickeln. Sie sind Ausdruck der Bewältigung der Verbundenheit eines Menschen mit mindestens zwei ethnisch-kulturellen Kontexten und seines Vermögens, sich in ein produktives Verhältnis zu den sich daraus ergebenden kollektiven sozialen Anforderungen (...) und ihren strukturellen Bedingungen.“<sup>50</sup> Die Autorin benennt in ihrem Exkurs wesentliche Kategorien, die interkulturelle Zwischenwelten bestimmen. Sie sind also eigenständig, weil es sich nicht um vorübergehende Lebensformen von Migranten handelt. Der Migrant bleibt „fremd in der Heimat und heimisch in der Fremde“<sup>51</sup>. Ambivalent sind sie weil, „(...) die moderne Anomalie von Migranten zusätzlich darin besteht, diese Situation (der Vergesellschaftung in unterschiedlichen sozialen Beziehungen und mit unterschiedlichem emotionalen Gehalt und damit immer Uneindeutigkeit zwischen Freiheit und kollektiver Abhängigkeit) grenzüberschreitend in zwei Gesellschaften zu bewältigen und sich mit der

---

<sup>47</sup> Gemende, S. 168

<sup>48</sup> vgl. Gemende, S. 169

<sup>49</sup> Hettlage-Varjas, Hettlage: Kulturelle Zwischenwelten, Fremdarbeiter – eine Ethnie? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Heft 10, S. 357 ff.

<sup>50</sup> Gemende, op. cit. S. 30

<sup>51</sup> ebenda

Uneindeutigkeit zwischen Fremdenangst aus eigener Verunsicherung der Einheimischen heraus und ihrer Assimilationsanforderung konfrontiert zu sehen.“<sup>52</sup> Die Zwischenwelten sind multipel, „(...) weil sie Zugehörigkeiten zu vielfältigen sozialen Kontexten von Migranten ausdrücken, die aber subjektiv gewichtet sind. Die ethnisch-kulturellen Zugehörigkeiten sowohl zur Herkunftsgesellschaft als auch zur Aufnahmegesellschaft können erfahrungsgemäß die Wahrnehmung der eigenen Person überlagern und beeinflussen dann auch die Bewältigung anderer kollektiver Anforderungen. Die Zugehörigkeit von Migranten ist also multipel im Sinne von Patchwork-Identitäten oder ‚Rollenbündeln‘, erhält aber durch mindestens doppelte ethnische Bindung und ihre biografische Bewältigung einen besonderen Charakter der Zugehörigkeit zu vielfältigen sozialen Kontexten, sowohl zur Herkunftsgesellschaft als auch zur Aufnahmegesellschaft.“<sup>53</sup> Das Widerständige in den interkulturellen Zwischenwelten ist, dass sie sich in einer Art Kampf zwischen Annerkennungs- und Zugehörigkeitsbestrebungen entwickeln sowie in der Bewältigung der Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft ihren Ausdruck haben.<sup>54</sup> Die sind auch sehr dynamisch, weil sie bei jedem Migranten einen anderen Verlauf haben können und dadurch sehr individuell sind.<sup>55</sup>

Der Begriff „Zwischenwelten“ ist ebenso vor dem Hintergrund psychischer Belastungen und Orientierungslosigkeit in der Migration zutreffend: „Zwischenwelt heißt, psychisch, sozial und kulturell eine Balance zwischen verschiedenen kollektiven Anforderungen herzustellen, die ausgelotet, unterschiedlich gewichtet oder auch nicht bewältigt werden kann. Als Bewältigungsmuster kennzeichnen interkulturelle Zwischenwelten den Versuch zur Herstellung von Normalität in Entscheidungszwängen ohne sich ohne Zwang entscheiden zu können.“<sup>56</sup>

### **3.3 Entwurzelung**

Das Gefühl, immer „dazwischen“ zu leben und nicht mehr mit einem Ort fest verbunden zu sein, nennt Anett Treibel Entwurzelung. Sie beruft sich dabei auf das Entwurzelungskonzept von Handlin und seiner Aussage, dass „(...) vor allem die erste Generation unter

---

<sup>52</sup> Gemende, S. 30 ff.

<sup>53</sup> Gemende, S. 31

<sup>54</sup> vgl. ebenda

<sup>55</sup> vgl. ebenda

<sup>56</sup> Gemende, S. 32

dem Schock der Entfremdung steht: zum einen ist ihre neue Heimat nicht ihre wirkliche Heimat (in die sie hineingeboren wurden); zum anderen wird ihnen die wirkliche Heimat immer fremder. Die Kontakte zu Freunden und Verwandten im Herkunftsland werden missverständlich und schwierig. Mit der Entwurzelung der Wanderer ist also auch eine wachsende Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft gemeint. Der oder die Entwurzelte gehört weder der Herkunfts- noch der Aufnahmegesellschaft an.“<sup>57</sup>

In der Fachliteratur findet man auch für die „Entwurzelten“ den Begriff „marginal man“, der ursprünglich vom Ezra Park<sup>58</sup> und seinem Schüler Stonequest stammt. M. Gemende zitiert nach Michael Marcopolus, der sich mit Parks Theorie auseinandergesetzt hat: „Der ‚marginal man‘ ist ... derjenige, der zwischen Fremdheit und Assimilation stehen bleibt, weil er weder mit seiner Herkunft vollständig brechen will, noch in die neue Gesellschaft aufgenommen wird.“<sup>59</sup>

Den „marginal man“ charakterisiert vor allem Labilität, Verhaltensunsicherheit und Überempfindlichkeit in der Krisensituation.<sup>60</sup> Die Marginalität ist eine „soziale Randlage“, die relativ dauerhaft ist und zu einer Persönlichkeitskrise führen kann. Der Wanderer erlebt in diesem Fall den Wechsel von einer Gruppe in die andere, von einer Gesellschaft in die andere, als Kulturkonflikt, der sich in ihm selbst abspielt. Er leidet unter einer „spiritual instability, intensified self-consciousness, restlessness and malaise.“<sup>61</sup>

Der Prototyp des „marginal man“ war für Park der kosmopolitisch emanzipierte Jude. Er bezeichnete ihn auch als „kulturellen Mischling“ (cultural hybrid).<sup>62</sup> Der Schüler von Ezra Park Stonequest war der Meinung, dass die ungeklärte Gruppenzugehörigkeit zu einer geteilten Persönlichkeit geführt hat und den Assimilationsprozess verhindert. Das positive dabei war die Reflexion der Situation durch die betroffene Person. Die Randlage einer Person resultiert aus ihrem unsicheren Status, ihrer ungeklärter Gruppenzugehörigkeit und dem Verhalten der Mehrheitsgesellschaft, welche die soziale Distanz (etwa durch Diskriminierung) aufrechterhält. Der Kulturkonflikt ist somit eigentlich ein Gruppenkonflikt.<sup>63</sup>

---

<sup>57</sup> Treibel: Migration in modernen Gesellschaften, Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit, Grundlagentexte Soziologie, Juventa 1990, S. 73.

<sup>58</sup> Park: Human Migration and the Marginal Man, 1950, zitiert nach Treibel: Migration in modernen Gesellschaften, Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit, Grundlagentexte Soziologie, Juventa 1990, S. 73.

<sup>59</sup> Gemende, op.cit. S 36

<sup>60</sup> vgl. Treibel, op. cit S. 77

<sup>61</sup> zitiert nach Anett Treibel, op. cit. S. 76

<sup>62</sup> vgl. Treibel op. cit. S. 76

<sup>63</sup> vgl. Treibel, op. cit. S. 76

A. Treibel fasst noch einmal zusammen, dass der „marginal man“ eine „entwurzelte Person ist, die sich keiner Gruppe zugehörig fühlt. Als Wanderer ist der Mensch in der neuen Umgebung völlig desorientiert; fühlt sich auch von der Herkunftsgesellschaft entfremdet. Seine Zugehörigkeit zur Gruppe des Aufnahmesystems besteht, aber ist relativ lose. Er strebt die Mitgliedschaft in der neuen Gruppe an, die Annäherung an sie erlebt er aber als Krise.“<sup>64</sup> Stefan Geitanides ergänzt, wenn er die Marginalisierung als einen „Prozess zunehmender, psychischer Destabilisierung von Wanderern, kultureller und subkultureller Absonderung, Ausschließung von privaten Kontakten und Beziehungen zu Einheimischen und Verschlechterung der sozialen Lage bzw. Vergrößerung der Benachteiligung gegenüber Inländer“ bezeichnet. Dieser Prozess hält auch seiner Meinung nach auch bei der zweiten Generation an.<sup>65</sup>

### **3.4 Hybridität**

Neben der „Marginalität“ der Migranten wird oft eine „Hybridität“ genannt. Diese bezieht sich stark auf die Identitätstheorien und schreibt den Migranten eine Hybrididentität zu. Diesen Begriff benutzt zum Beispiel M. Nowicka, die die Begriffe Transnationalität, Transkulturalität und transnationale Migration am Beispiel von polnischen Migranten in Leipzig definiert: „Von Transkulturalität kann gesprochen werden, wenn Elemente der Herkunfts- wie der Ankunftskultur gleichermaßen praktiziert werden oder sogar eine neue Kulturform geschaffen wird, die sich aus Elementen beider Kulturen zusammensetzt (...). Dies betrifft die Sprache, Bräuche und Traditionen sowie religiöse Praxis.“ Ein ähnlicher Effekt wird für den Bereich der Identitätsentwicklung transnationaler Migranten formuliert (...). Die gleichzeitige Verbundenheit mit Herkunft und die Ankunft im Zielland führen dazu, dass sich Heimat nicht mehr einer konkreten nationalen Einheit zuordnen lässt. Dies führt zu einer Hybridisierung der Identität oder aber zu multiplen lokalen Bindungen (...). Dieselbe Ambivalenz ist in Bezug auf die gefühlte nationale Zugehörigkeit anzutreffen.“<sup>66</sup> Von Hybrididentitäten, was letztendlich nicht negativ sein muss, spricht auch Birgit Glorius. Migration stelle einen Bruch in der persönlichen Biografie dar, so Glorius. Die Autorin erläutert zwei Möglichkeiten des Umgangs mit biografischen Brüchen. Zum einen

---

<sup>64</sup> vgl. Treibel. op. cit. S. 78

<sup>65</sup> ebenda S. 78

<sup>66</sup> Nowicka: Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa, Bielefeld 2007. S. 137 ff.

die erfolgreiche Bewältigung des Migrationserlebnisses, was zu einer positiven Migrations- und Lebensbilanz führt, zum anderen die Empfindung von Migration als Krise, die sich in einer Schwächung und Fragmentierung der Persönlichkeit ausdrücken kann. In diesem Zusammenhang spielt das Phänomen der transnationalen – oder hybriden – Identitätsentwicklung eine besondere Rolle: Die Theorieansätze der transnationalen Migration gehen davon aus, dass transnationale Migranten durch ihre multi-positionelle Identitätskonstruktion in die Lage versetzt werden hegemoniale Interessen zu unterlaufen und persönliches Kapital aus diesem Lebensentwurf zu schlagen.<sup>67</sup> B. Glorius nennt dieses Dazwischen-Leben „multiple Verortung“, welche sich bei vielen Migranten in der lokalen Verwurzelung am deutschen Wohnort einerseits und der gefühlten Bindung an das Herkunftsland und den Herkunftsort andererseits niederschlägt.<sup>68</sup>

### **3.5 Fremdheit**

Wie schon vorher erwähnt wurde fühlt sich der Migrant oft als Fremder und hat Anpassungsschwierigkeiten. Um diesen Prozess der Entfremdung noch tiefer zu beschreiben, berufen sich Gemende und Treibel auf verschiedene sozialpsychologischen Theorien der Fremdheit in den interkulturellen Zwischenwelten, durchaus mit einem positiven Ansatz. Zum einen interpretieren sie die Theorie von Georg Simmel, der den Migrant umschreibt, und zwar nicht „(...) als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt - sozusagen der potenziell Wandernde, der, obgleich er nicht weiter gezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.“<sup>69</sup>

Zum anderen, so Treibel, fühle sich der Fremde nicht im alltagssprachlichen Sinne fremd, d. h. unbehaglich bzw. unvertraut und nichtdazugehörig, sondern könne sogar aus der größeren sozialen Distanz einen psychischen Nutzen ziehen. Er ist beweglicher und objektiver: „Weil er nicht von den Wurzeln her für die singulären Bestandteile oder die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des „objektiven“ gegenüber, die etwa einen bloßen Abstand und Unbeteiligung

---

<sup>67</sup> Glorius op. cit., S. 260

<sup>68</sup> Glorius, S. 287

<sup>69</sup> Simmel: Exkurs über dem Fremden, 1908, zitiert nach Gemende, S. 53



bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit ist.“<sup>70</sup>

Alfred Schütz betont jedoch die ambivalente Situation des Fremden, die eine Krisensituation ist und die andere, negative Seite der Zwischenwelt spiegelt. Diese Ambivalenz der Migration beschreibt er als „hart zu meistern“.<sup>71</sup> „Die Orientierungsmuster des fremden Neuankömmlings werden nun in zweifacher Hinsicht in Frage gestellt: „Nicht nur das Bild, das der Fremde von den Kultur- und Zivilisationsmustern der Gruppe, welcher er sich nähert, mitbrachte, sondern auch das ganze bisher unbefragte Auslegungsschema, das ihm in seiner Heimatgruppe geläufig war, wird durchgestrichen.“<sup>72</sup>

Schütz vermutet eine typische Krisis des Fremden, weil sein Denkschema - wie üblich – unwirksam wird und er sich als „Möchtegernmitglied“ der neuen Gruppe dessen auch bewusst ist. Dass der sich annähernde Fremde eine „(...) Transformationsformel für beide Zivilisationsmustersysteme aufstellen (kann), die es ihm sozusagen erlaubt, alle Koordinaten des einen Orientierungsschemas in solche umzuwandeln, wie sie für das andere gültig sind (...)“<sup>73</sup>, spricht ihm Schütz ab. Das Streben nach Gruppenzugehörigkeit durch den Wanderer ist also allein dadurch erschwert dass „(...) vom Standpunkt der Gruppe aus, welcher er sich nähert, er [vor allem] ein Mensch ohne Geschichte ist.“<sup>74</sup>

Bei beiden Theoretikern geht es um die Ambivalenz der sozialen Zugehörigkeit der Migranten. Schütz unterstellt dem Fremden damit die Konstruktion einer sozialen Welt der „Pseudotypizität“ und sein Zögern und seine Unsicherheit, und sein Misstrauen in alles, was so einfach und unkompliziert jenen erscheint, die sich auf das Funktionieren der unbefragten Rezepte verlassen, denen man einfach folgen muss und die man nicht weiter zu verstehen braucht. Daher sind die Kultur- und Zivilisationsmuster der neuen Gruppe für den Fremden „(...) kein Schutz, sondern ein Feld des Abenteuers, keine Selbstverständlichkeit, sondern ein fragwürdiges Untersuchungsthema, kein Mittel um problematische Situationen zu analysieren, sondern eine problematische Situation selbst und eine, die hart zu meistern ist.“<sup>75</sup> Migration ist dadurch eine „(...) bittere Erfahrung der Grenzen seines Denken wie üblich, eine Erfahrung die ihn lehrte, dass ein Mensch seinen Status, seine leitende Rolle und sogar seine Geschichte verlieren kann.“<sup>76</sup> Schütz sieht den

---

<sup>70</sup> vgl. Treibel, op. cit. S. 75

<sup>71</sup> vgl. Gemende, op. cit., S. 56

<sup>72</sup> vgl. Gemende, op. cit., S. 57

<sup>73</sup> vgl. ebenda

<sup>74</sup> Zitiert nach Gemende, op. cit. S. 58

<sup>75</sup> Zitiert nach Gemende, op. cit. S. 58

<sup>76</sup> Zitiert nach Gemende, op. cit. S. 58

Wanderer als „(...) einen Erwachsenen unserer Zeit und Zivilisation, der von der Gruppe, der er sich nähert, dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte.“<sup>77</sup>

Die Konfrontation mit neuen Formen der Primärgruppenbeziehungen, die Schütz Zivilisationsmuster der Gruppenlebens nennt, verunsichern den Neuankömmling. Er muss das „(...) Bezugsschema, dass er aus der Heimat mitbrachte (...)“ in der sozialen Interaktion mit den Einheimischen revidieren. Dies führt zu einem Umbruch zumindest aber zu einer Krisis gewohnter Denkens und Verhaltensmuster, des Denkens „wie üblich“ des Einwanderers. Diese Situation kennzeichnet die Besonderheit der Einwanderung: „Bei anderen Formen des Gruppenwechsels muss es nicht unbedingt zur Krise kommen.“<sup>78</sup>

Misslingt ihm aber die Bearbeitung und Neuordnung seiner alten Handlungsmuster auf Dauer, dann bleibt der Migrant „(...) ein kultureller Bastard an der Grenze von zwei verschiedenen Mustern des Gruppenlebens, der nicht weiß, wohin er gehört.“<sup>79</sup>

### **3.6 Anomiekonzept**

Dieser „Bewusstseinsdualismus“, also die intensiven Marginalitäts- und Fremdheitserlebnisse, werden in der Fachliteratur mit einem Anomiezustand verglichen. Dieser Begriff stammt vom französischen Soziologen Emile Durkheim, der im 19. Jahrhundert zu der Annahme gekommen ist, dass die industrielle Arbeitsteilung mit ihren Relationalisierungs- und Individualisierungsschüben immer wieder - von den Menschen subjektiv auch so empfunden - zu sozialer Regel- und Normlosigkeit führt. „Anomie ist ein sozialer Zustand, in dem das Kollektivbewusstsein geschwächt ist und die Handlungsziele unklar werden, weil die in der Gesellschaft verankerten moralischen Überzeugungen versagen oder sich auflösen.“<sup>80</sup> Mit diesem Konzept vergleicht auch M. Gemende ihre „Zwischenwelttheorie“ und beruft sich indirekt auf Durkheim: Die Zwischenwelt enthalte, so Gemende, ein anomisches Potential, denn der Anomiezustand ist überall dort möglich, wo die solidarischen Organe nicht in hinreichendem und genügend langem Kontakt miteinander stehen.<sup>81</sup> „In dieser Spannung zwischen Ich, mittelbaren gesellschaftlichen Systemen und unmittelbaren sozialen Beziehungen sind auch die Ich-Wir-Balancen der MigrantInnen tendenziell anomisch, da sie sich nur bedingt

---

<sup>77</sup> vgl. Treibel op. cit., S. 75

<sup>78</sup> vgl. Treibel op. Cit., S. 75

<sup>79</sup> Gemende, S. 58

<sup>80</sup> vgl. Böhnisch in Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Luchterhand, 2001, S. 52

<sup>81</sup> vgl. Gemende, op. cit., S. 72

in beiden gesellschaftlichen Systemen von Herkunfts- und Aufnahmeland integriert sehen und die lebensweltlich vermittelten sozialen Bindungen so nutzen und gestalten, dass sie individuell mehr oder weniger befriedigend als Balance zwischen Ich und Wir und den vom Individuum zu vereinbarenden Wir-Bezügen erlebt werden können. Daraus entwickelt sich ein anomischer Dauerzustand, sowohl zu dem einen als auch zu dem anderen Land dazuzugehören und zugleich auch nicht dazuzugehören. Ebenso liegt die Herausforderungen für die MigrantInnen darin, diesen Zustand individuell zu befriedigen mit den gegebenen sozialen Beziehungen zu gestalten.<sup>82</sup>

Der alte Spruch „man tritt nicht zwei mal in den gleichen Fluss ein“ könnte man auch beim Thema Migration verwenden und sagen „man kehrt nicht in die gleiche Heimat zurück“. „Der Entfremdungsprozess, der durch die Migration eingeleitet wurde, lässt sich auch durch die Remigration nicht wieder rückgängig machen. Sowohl der Migrant als auch die Herkunftsfamilie und Herkunftsgesellschaft haben sich verändert. So entwickeln die Wandernden in den Augen der Daheimgebliebenen Aspekte des Fremden (...).“<sup>83</sup>

In dem darauf folgenden Kapitel werden die Ergebnisse einiger Gespräche mit den polnischen Migranten in Potsdam dargestellt und mit dem theoretischen Teil verglichen, um festzustellen, wie die Gruppe der polnischen Migranten den Einfluss der Migration auf ihre Identität empfindet.

---

<sup>82</sup> Gemende, op. cit. S. 74

<sup>83</sup> ebenda, S. 77

## 4 Polnischen Migranten in Potsdam

*Marsz,  
marsz Dąbrowski,  
Z ziemi włoskiej do Polski.  
Za twoim przewodem  
Złączym się z narodem.*

**Polnische Nationalhymne<sup>84</sup>, Jozef Wybicki (1797)**

Polen war in den vergangenen drei Jahrzehnten eines der Hauptzuwanderungsgebiete von Migranten in die Bundesrepublik Deutschland. In den 80er Jahren konnten sich rund eine Million Zuwanderer aus Polen niederlassen, darunter rund 810.000 russische Spätaussiedler, die durchweg „polnisch“ sozialisiert waren, sowie knapp 190.000 Ausländer polnischer Staatsangehörigkeit. In den 90er Jahren kamen fast ausschließlich nur noch Zuwanderer auf Befristung oder Pendelmigranten – vor allem Saison- und Werkvertragsarbeitnehmer, aber auch irregulär beschäftigte Migranten und Angehörige der deutschen Minderheit in Polen.<sup>85</sup> Die Zuwanderung findet bis heute ungebrochen statt, wobei aufenthalts- und arbeitsrechtliche rechtliche Fragen aufgrund des EU-Beitritts von Polen am 1.0.1.2004 der Vergangenheit angehören.

### 4.1 Statistik

Um zunächst einen allgemeinen Überblick über Polen in Deutschland und im speziellen für das Land Brandenburg und die Landeshauptstadt Potsdam zu geben, werden einige statistische Erhebungen zu Rate gezogen. Das Statistische Bundesamt<sup>86</sup> hält für das Jahr 2008 folgende Zahlen fest:

- Rund 394.000 polnische Staatsbürger leben in Deutschland.
- Der Anteil der hier lebenden polnischen Mädchen und Frauen ist im Gegensatz zu fast allen anderen Migrantengruppen mit rund 15.000 Personen auffallend größer als die der hier lebenden polnischen Jungen und Männer.

---

<sup>84</sup> Marsch, marsch, Dąbrowski, von Italien bis nach Polen. Unter deiner Führung vereinen wir uns mit der Nation. (Quelle: [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de), Zugriffsdatum 25.11.09)

<sup>85</sup> Pallaske: Migration aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren, Migrationverläufe und Eingliederungsprozesse in sozialgeschichtlicher Perspektive, Waxman 2002, S. 9 ff.

<sup>86</sup> [www.destatis.de](http://www.destatis.de) in der Rubrik Bevölkerung/Migration und Integration/Ausländische Bevölkerung/Tabellen vom 11.10.2009

- Rund ein Drittel der hier lebenden Polen ist mit einem deutschen Partner verheiratet, dies ist die zweithöchste Quote aller EU-Migranten bezogen auf die Lebensform.
- Die Hauptgruppe bilden die 20-45jährigen (Anm. d. V.: also jene Altersgruppe die sich gerade in Ausbildung oder mitten im Erwerbsleben oder der Karriere befinden dürfte).
- Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt hingegen mit 9,4 Jahren auf dem niedrigsten Niveau aller EU-Migranten

Im Land Brandenburg werden für das Jahr 2007 131.700 Menschen mit Migrationshintergrund verzeichnet, darunter 6.655 polnische Staatsbürger. Die Polen sind damit die am meisten vertretene ausländische Bevölkerungsgruppe in Brandenburg! Die 25 bis 35jährigen bilden mit 1.939 – und damit rund einem Drittel – die stärkste Altersgruppe ab. Schaut man sich die Anzahl der Gewerbeanmeldungen von Einzelunternehmen an, so sind die Polen mit 44% erneut an der Spitze.<sup>87</sup> Bei den Einbürgerungen liegt die Gruppe der polnischen Migranten mit 49 Personen – davon „nur“ 15 männliche - an dritter Stelle. Einbürgern ließen sich zum größten Teil die 20-45jährigen mit einer Aufenthaltsdauer von 8-15 Jahren.<sup>88</sup>

Diese Zahlen sind ein ausdrückstarkes Indiz und so verwundert es nicht, dass in Artikel 2 der Brandenburger Verfassung die gute und nachhaltige Zusammenarbeit mit Polen als wesentliches außenpolitisches Ziel festgeschrieben ist.

Von der Bundes- und Landesebene nun zur Kommunalebene. In Potsdam leben 2008 insgesamt 6.814 Ausländer (4,5 % der Gesamtbevölkerung)<sup>89</sup>, davon 494 Polen und Polinnen (6% der Ausländer) die somit die drittgrößte Gruppe der Migranten in der Landeshauptstadt stellen.<sup>90</sup>

---

<sup>87</sup> MASGF, Zuwanderung und Integration im Land Brandenburg: Bericht der Integrationsbeauftragten des Landes Brandenburg 2009

<sup>88</sup> [www.statistik-berlin-brandenburg.de](http://www.statistik-berlin-brandenburg.de) in der Rubrik Statistiken/Bevölkerung/Einbürgerungen und Ausländer vom 11.10.2009

<sup>89</sup> [www.potsdam.de/cms/beitrag/10035606/400366](http://www.potsdam.de/cms/beitrag/10035606/400366) vom 11.10.2009

<sup>90</sup> Migranten in der Landeshauptstadt und die Ausländerbeiratswahl 2008: Statistischer Informationsdienst LHS Potsdam Nr. 4/2008

## **4.2 Allgemeine Annahmen über polnische Migranten**

Bevor nun konkreter auf die polnischen Migranten in Potsdam eingegangen wird, sollen vorab ein paar allgemeine Annahmen über polnischen Migranten zusammengefasst werden.

### **4.2.1 Unbekanntheit und Heterogenität**

Zunächst fällt auf, dass die polnische Minderheit nicht einfach zu charakterisieren ist, zum einen wegen der mangelhaften Datenlage und Untersuchungen und daraus resultierend einer gewissen Unbekanntheit und zum anderen wegen der Heterogenität **der** Zuwanderergruppe.<sup>91</sup> Polnische Migranten werden häufig als besonders „integrationsfähige“ oder sogar unsichtbare Minderheit wahrgenommen bzw. eben nicht wahrgenommen.<sup>92</sup>

### **4.2.2 Netzwerke**

Eine Ausnahme stellt der zuvor zitierte Christoph Pallaske dar, der in den 80er und 90er Jahren ein sehr aufwendiges Studium polnischer Arbeitsmigranten betrieben hat. Er versuchte in seiner Arbeit die besonderen Merkmale dieser polnischen Zuwanderergruppe herauszuarbeiten und stellte fest, dass die Migranten vor allem intensive Beziehungen zu anderen Polen innerhalb eines lokalen Raum pflegten. Dabei waren die familiären Kontakte diejenigen, die am stärksten das soziale Umfeld prägten. „Die Familie nahm im Werteverständnis der polnischen Gesellschaft einen besonders hohen Stellenwert ein, weshalb die Intensität der Netzwerkbindungen hier besonders stark einzuschätzen ist.“<sup>93</sup> Weitere wichtige Bezugspersonen waren vor allem Bekannten und Freunden aus der Heimat, die in der Nähe wohnten. Des Weiteren weist er auf zwei relevante Einflussgrößen hinsichtlich der Bildung formeller Netzwerke hin, die auch für den Rest der Bevölkerung sichtbar wurden. In jeder großer Stadt waren das die polnischsprachigen Gottesdienste und ein relativ unübersichtliches Netzwerk polnischer Organisationen in der Bundesrepublik Deutschland.

---

<sup>91</sup> vgl. Glorius: Transnationale Perspektiven, Eine Studie zur Migration zwischen Polen und Deutschland, Bielefeld 2007, S. 259

<sup>92</sup> Pallaske op. cit. S. 13

<sup>93</sup> Pallaske op.cit. S. 159

Die katholische Kirche hat in den 80er, 90er Jahren in 255 Orten in 45 Pfarreien polnischsprachige Gottesdienste angeboten, die jedes Mal über 10% Polen wahrgenommen haben. In den 80ern entwickelte sich die „Polnische Katholische Mission in Deutschland“ mit ihrer seelsorgerischen Betreuung polnischer Katholiken zum größten fremdsprachigen „Missions-Netz“ in der Bundesrepublik.<sup>94</sup> Außer einer gesellschaftlichen und die Identität stärkenden Rolle der Kirche war sie auch die wichtigste Anlaufstelle für Migranten aus Polen. Sie bot für Ankömmlinge Beratung, Stellen- und Wohnungsangebote an, war Kontaktbörse, sogar Marktplatz für verschiedene Waren und Dienstleistungen.

Bei Betrachtung polnischer Organisationen lässt sich feststellen, dass die zwar zahlreich erschienen, aber mitgliederschwach waren und keine wirksame Vertretung hatten. Ein Versuch, 1993 im „Kongress der deutschen Polonia“, und dem „Polnischen Rat in Deutschland“ einen Dachverband zu gründen, scheiterte nach kurzer Zeit wegen interner Konflikte. Das angestrebte Ziel, die Polen in Deutschland gleich der deutschen Minderheit in Polen als Minderheit rechtlich anerkennen zu lassen, wurde nicht politisch unterstützt, weil die Polen keine „historisch gewachsene“ Minderheit seien und eben schwache Minderheitszusammenhänge nachweisen konnten.<sup>95</sup> Zu den bekanntesten Organisationen gehörten der Bund der Polen in Deutschland (während des Krieges verboten) oder der Polnische Sozialrat, die sich für polnische Asylbewerber und Arbeitsmigranten einsetzten, sowie kleinere Vereine, die sich um die Pflege polnischer Kultur, polnischen Unterrichts in den Schulen oder die Entwicklung wirtschaftlicher Kontakte zwischen Polen und Deutschland kümmerten. Im Jahre 1995 gehörten 3% der Polen zu einer Organisation.<sup>96</sup> Die Organisationen wurden in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen und selbst den Polen war ein großer Teil der Organisationen nicht bekannt. Als Grund für die Ablehnung vermutet Pallaske eine große Skepsis, die durch negative „Kollektiv-Erfahrungen“ im Sozialismus bei Migranten präsent waren und die damit verbundene Angst vor Vereinnahmung durch eine Organisation. Die Passivität führte zu wenig Initiative in der Öffentlichkeit wie Restaurants, Lokals oder Läden mit polnischen Waren.

---

<sup>94</sup> vgl. Pallaske op. cit., S. 164

<sup>95</sup> Das Thema ist weiter nicht geklärt. Gerade am 30. Oktober 2009 trafen sich in Warschau der polnische Ministerpräsident Donald Tusk und der deutsche Außenminister Guido Westerwelle um darüber zu debattieren.

<sup>96</sup> Vgl. Pallaske op. cit., S. 170

### **4.2.3 Nationale Identität**

Pallaske betont, dass die Polen oft verwirrt waren, wenn es um die Frage der Identität ging. Zahlreiche Polen, die in den 80er und 90er Jahren zuwanderten und als „Deutsche unter Deutschen“ leben wollten, hatten oft größere Schwierigkeiten als diejenigen, die ihre polnische Identität nicht verleugneten. Denn aufgrund von Sprachschwierigkeiten sowie der von den Deutschen unterschiedlichen Sozialisation mit ihren verschiedenen Wertemuster - wie patriarchalisch ausgerichtete Familienstrukturen oder konservativ-religiöse Prägungen - wurden sie sofort als Zuwanderer erkannt und in den meisten Fällen nicht als Deutsche akzeptiert. Wegen dieses Misserfolges versuchten viele wieder zur polnischen Identität zurückzukehren. Dieser innerliche Konflikt entstand in einem Desillusionierungsprozess - mit falschen Erwartungen nach Deutschland zu kommen und nicht als Deutsche anerkannt zu werden.

Die Mehrheit identifizierte sich aber weiterhin als Polen oder bekannte sich zumindest teilweise zur polnischen Identität, wenngleich sie sich nur wenig in den formellen Netzwerken ihrer ethnischen community engagierten.<sup>97</sup>

### **4.2.4 Unsichtbarkeit und Anpasstheit**

Die Unsichtbarkeit der Polen kann am besten an einem Beispiel gezeigt werden. In den Jahresberichten der Ausländerbeauftragter Magdolna Grasnick zum Thema Migration und Intergration in der Stadt Potsdam taucht das Wort „Polnische Migranten“ kaum auf. Die einzigen Informationen über Polen finden sich in der allgemeinen Statistik: „Die Hauptherkunftsländer der Zuwanderer sind die Russische Föderation, die Ukraine, Polen und Vietnam; 22,5 % (seit dem 01.01.2007 ca. 25 %) sind EU-BürgerInnen.“<sup>98</sup>

Die Eigenschaft der Unsichtbarkeit wird auch in folgendem Zitat deutlich: „Die Polen verstecken sich, sie bilden eine sehr eigenartige verschlossene und auf der anderen Seite völlig versprengte Gruppe, sie bilden keine eigenen gesellschaftlichen Interessengruppen.

---

<sup>97</sup> Pallaske zitiert aus den Studien von Bernard Orth, der polnische Migranten in Hamburg befragte und feststellte, dass 58% sich als Polen identifizieren, 32% als binational und 8 % als Deutsche fühlten; sowie Studien von Bernadette Jonda, deren befragte Migranten sich zu 80% als Polen fühlten, zu 44% als Europäer und zu 37% in Deutschland ihre neue Heimat gefunden hatten.

<sup>98</sup> Bericht der Ausländerbeauftragten der Stadt Potsdam, 2006, S. 2. aus dem Internet: [http://www.potsdam.de/cms/dokumente/10042605\\_628892/fd675b7e/Jahresbericht%20der%20Ausl%C3%A4nderbeauftragten%202006.pdf](http://www.potsdam.de/cms/dokumente/10042605_628892/fd675b7e/Jahresbericht%20der%20Ausl%C3%A4nderbeauftragten%202006.pdf) Gelesen am 23.10.2009



Sie pflegen kein geselliges Beisammensein. Ich rede hier jetzt von spontanen Aktionen, wie sie für andere Ethnien üblich sind. Sie haben keine Repräsentanten auf der Ebene der Gemeinden, nicht einmal in den Ausländerbeiräten gibt es Polen. [...] Es ist leider so, dass offenbar etwas schief gelaufen ist mit den Polen hier in Deutschland, dass sie Angst haben, dass ihr Bekenntnis zu ihrer Kultur eine nachteilige Wirkung für sie haben kann. Ich kenne Familien, beide Elternteile sind Polen, die Kinder sprechen kein polnisch mehr, weil die Eltern glauben, dass das für ihre Kinder nicht von Vorteil sein kann, wenn sie in der Schule als Polen verhöhnt werden oder Schwierigkeiten haben, eine Lehrstelle zu finden.“<sup>99</sup>

Von dieser Unsichtbarkeit berichtet auch Birgitt Glorius, die polnische Migranten in Leipzig begleitet und erforscht hat. „Obgleich die Polen in Leipzig jahrelang die größte Ausländergruppe darstellten, fallen sie in der öffentlichen Wahrnehmung kaum auf – zumindest nicht als Problemgruppe. Dies kann mehrere Ursachen haben: zum einen ihre gute Integration bzw. Assimilation, zum zweiten die Geringfügigkeit der äußerlichen und kulturellen Unterschiede zwischen polnischen Einwanderern und der deutschen Mehrheitsgesellschaft, und zum dritten das mangelnde Bedürfnis, sich als ethnische Gruppe öffentlich zu artikulieren.“<sup>100</sup> Die Autorin untersucht, wie die Polen in Leipzig leben und ihre „Analyse der räumlichen Verbreitung der polnischen Bürger über das Leipziger Stadtgebiet“ zeigt keine nennenswerten räumlichen Häufungen. „(..)Dass eine räumliche Segregation polnischer Migranten in Leipzig nicht nachzuweisen ist, liegt größtenteils an ihrer Struktur, die sich zu über 50% aus Heirats- und Ausbildungsmigration zusammensetzt.“<sup>101</sup>

Also bilden die Polen in der Stadt keine größeren Zusammenschlüsse und sind sozusagen gleichermaßen verteilt, heterogen homogen. Die öffentlichen Meinungen über diese Migrantengruppe bewegen sich zwischen unauffällig und gut integriert. Diese gute Integration wird u. a. an der Aussage von Experten deutlich, die Polen wären als Beratungsklientel kaum präsent und hätten folglich auch keine existentiellen Probleme.<sup>102</sup>

---

<sup>99</sup> Janusz Marwinski, 1996 Vorsitzender des „Bundesverbandes der polnischen Organisationen“ und des „Polnischen Rats in Deutschland“, zitiert nach Bingen, Steppacher: Polonia in Deutschland, 1996, S. 12 ff., zitiert nach Pallaske, op. cit. S.172

<sup>100</sup> Glorius, op. cit. S. 256, Die Autorin wird im Rahmen dieser Arbeit mehrmals zitiert, da Sie den bislang aktuellsten Stand der polnischen Migranten im Bezug auf die Stadt Leipzig zusammengefasst hat.

<sup>101</sup> Glorius, op. Cit. S 258

<sup>102</sup> vgl. Glorius op. Cit. S. 259

#### **4.2.5 Individualismus und Staatsmisstrauen**

Andererseits kann es so sein, dass die polnische Mentalität nicht mit der Beratungsstruktur in Deutschland in Einklang kommt. Hier könnte die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen der Mentalität der Polen als postkommunistische Bürger und der vom Staat garantierten sozialen Struktur in Deutschland interessant sein. Aus einem durch Kommunismus geprägten Land kommend, mit einer tief verankerter Überzeugung, dass der Staat nicht ein Organ der Hilfe sondern der Repression und Überwachung ist, ergeben sich Schwierigkeiten sich überhaupt erst einmal in dieser Sozialstaatsstruktur zu orientieren und - wenn überhaupt - Hilfe vom Staat anzunehmen. Letzteres ist vielleicht nicht typisch polnisch und so bedeutet die Nichtinanspruchnahme von Hilfe in Beratungsstellen oder sonst wo noch lange nicht, dass keine Probleme vorhanden sind bzw. Beratung gebraucht wird.

Der Ausländerbeauftragte der Stadt Leipzig<sup>103</sup> berichtet von wenigen Diskriminierungsfällen und vermutet, dass es einerseits mit der langjährigen Anwesenheit vieler polnischer Migranten in Leipzig, andererseits mit ihrer geringen äußeren Präsenz zu tun habe. Sie fielen rein äußerlich nicht auf und seien auch wesentlich weniger organisiert als andere ethnische Gruppen in Leipzig. Der Vorsitzende des Polonia-Vereins sieht vor allem die gute Integration in binationalen Familien als Ursache für die „Unsichtbarkeit“ der Polen.<sup>104</sup> Er vergleicht Polen mit anderen ethnischen Gruppen und kommt zu der Feststellung, die geringere äußere Präsenz hänge stark mit dem in der polnischen Mentalität verankerten Individualismus zusammen.<sup>105</sup> „Die Migranten treffen sich zwar in der Kirche, nehmen aber kaum Kontakt zueinander auf. Die polnischen Studierenden hingegen bewegen sich hauptsächlich im Kreise anderer (deutscher und ausländischer) Studierender. Sie haben offensichtlich kein Bedürfnis danach, sich aufgrund ihrer ethnischen Identität zu organisieren, was zum einen auf ihre meist kurze Anwesenheitsdauer in Deutschland, zum anderen auf ihre Stellung im Lebenszyklus zurückzuführen ist, welche stärker von Aufbruch und dem Entdecken von neuem geprägt ist, als von Rückbesinnung.“<sup>106</sup> Als Ursache für diesen geringen Organisationsgrad wird

---

<sup>103</sup> Es wurden keine Materialien gefunden, die aktuelle Zahlen über polnischen Migranten in Potsdam bereitstellen. Deswegen ist es ein Versuch die polnischen Migranten aus verschiedenen anderen vorhandenen Quellen zu charakterisieren und die wichtigsten Merkmale aufzuzeigen

<sup>104</sup> zitiert nach B. Glorius op. cit. S. 258

<sup>105</sup> zitiert nach B. Glorius op. cit. S. 258

<sup>106</sup> ebenda, S. 259

weiter die Heterogenität von Motivgruppen und Lebenslagen der polnischen Migranten jüngerer Migrationsphasen genannt.<sup>107</sup>

Die Zusammenfassung von Eigenschaften der polnischen Migranten von B. Glorius berücksichtigt alle oben genannten Elemente: Die polnischen Migranten in Leipzig erwiesen sich als ethnische Gruppe gegenüber der Mehrheitsgesellschaft als relativ unauffällig, was von Experten mit ihrem hohen Integrationsgrad, der kulturellen Nähe zwischen Deutschland und Polen, ihrer äußerlichen Unauffälligkeit als Ausländer oder der durch die angeblich in der polnischen Mentalität verwurzelten Individualität, die eine verstärkte Selbstorganisation und Präsenz nach außen verhindere, begründet wurde. Der wesentliche Grund für die fehlende äußere Sichtbarkeit der Gruppe polnischer Migranten in Leipzig sei ihre innere Heterogenität, die sich vor allem im Bereich der unterschiedlichen Motivlagen der Migration, ihrer Zuwanderungsphase und Aufenthaltsperspektive, ihres Alters und ihrer gesellschaftlichen Stellung offenbare, so Glorius.<sup>108</sup>

#### **4.2.6 Transnationalismus der polnischen Migranten**

In Bezug auf eine aktuelle Charakteristik der polnischen Migranten und der Entwicklung von Identität tauchen oft die Begriffe „Pendelmigration“ oder „Transnationale Migration“ auf. Zum besseren Verständnis des Lesers wird hier eine kurze Erklärung skizziert.

Ein „Transnationaler Raum“ wurde von Pries in seiner Theorie transnationaler sozialer Räume definiert. „Durch die stetigen sozialen Kontakte über nationale Grenzen werden geographisch entfernte Räume miteinander verkoppelt und verschmelzen zu einer neuen Raumeinheit, in dem sich die Lebenswirklichkeit vieler Migranten zum größten Teil abspielt: dem transnationalen sozialen Raum.“<sup>109</sup> Dieser könne als de-territorialisierter sozialer Raum definiert werden, welcher die kulturelle Alltagspraxis der Migration beeinflussen sowie als Referenzstruktur für ihre soziale Positionierung und Identitätsentwicklung dienen kann. Pries identifiziert vier analytische Dimensionen transnationaler sozialer Räume:

---

<sup>107</sup> ebenda S. 259

<sup>108</sup> ebenda S. 289

<sup>109</sup> Pries 1999, zitiert nach M. Nowicka Magdalena Nowicka, Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa, transcript Verlag 2007, Bielefeld. S. 135

- 1) Politische Rahmenbedingungen, die transnationale Mobilität regulieren
- 2) Materielle Infrastruktur, die die Mobilität von Individuen, Geld, Waren und Informationen erleichtert
- 3) Herausbildung transnationaler sozialer Institutionen und ethnischer Netzwerke
- 4) Hybride Identitätskonstruktionen und transnationale biographische Projekte<sup>110</sup>

Transnationalismus ist somit der Schlüsselbegriff für Verhaltensweisen, in denen zentrale Lebensbereiche eines Individuums über internationale Grenzen hinweg organisiert werden. Transnationale Migration wird definiert als eine Wanderungsform, in der der Wechsel zwischen verschiedenen Lebensstandorten über internationale Grenzen hinweg kein einmaliges Ereignis ist, sondern zum Normalzustand wird.<sup>111</sup>

Im Fall der polnischen Migranten kann von einem Transnationalismus gesprochen werden, da alle oben genannten Elemente von Pries dieser Gruppe zugeschrieben werden können. In einer Studie von Fassmann zu polnischen Migranten aus Wien werden verschiedene Indikatoren für Transnationalismus der polnischen Migranten aufgezeigt, die jenen Elementen entsprechen. Dazu zählen die „geteilten Haushalte, die Aufrechterhaltung zweier Lebensmittelpunkte, hohe Interaktionen mit dem Herkunftsland sowie eine „hybride Identität“, die weder Assimilation noch Marginalisierung bedeutet, sondern viel mehr mit einem „Leben in zwei Gesellschaften“ gleichzusetzen ist.<sup>112</sup>

#### **4.2.7 Indikatorenmodell**

Es kann daher hilfreich sein, die polnische Migration auch unter den Aspekten der Nähe zu Deutschland, des EU-Beitritts der Polens, der Grenzenabschaffung zwischen beiden Ländern sowie der ständig wachsenden Mobilität und Schnelligkeit der Kommunikation in der heutigen Welt zu betrachten. Diese Elemente der neuen Wirklichkeit haben enormen Einfluss auf das Leben der Migranten und deren Identitätsentwicklung. Diese wichtigen Aspekte nimmt B. Glorius in ihrer Forschungsarbeit zu polnischen Migranten in Leipzig auf. Sie hat ein Indikatorenmodell zum Transnationalismus entwickelt in dem

---

<sup>110</sup> Pries 1997, zitiert nach M. Nowicka, S. 136

<sup>111</sup> Pries 2000, zitiert nach B. Glorius, S. 279

<sup>112</sup> Fassmann, vgl. mit B. Glorius, op. cit. S. 39.

- **Transmobilität** (hohe Intensität transnationaler Mobilität und Kommunikation, geteilte Haushalte, Geldrücksendungen, hybride Lebens- und Arbeitsorientierung),
- **Transkulturalität** (Mehrsprachigkeit, Bi- bzw. Polykulturalität, ethnische Netzwerke, Nutzung Transnationaler Infrastruktur) und
- **Transidentität** (multiple – lokale, nationale, transnationale - Verbundenheit, multiple – räumliche, nationale - Identität, Divergenz zwischen Lebensmittelpunkt und Staatsbürgerschaft)

ein zusammenhängendes Dreieck bilden.<sup>113</sup> B. Glorius zeichnet vor dem Hintergrund der zuvor genannten Trinität ihres Modells ein interessantes Bild von den polnischen Migranten.

#### **4.2.7.1 Transmobilität**

Zu dem Punkt „räumliche Mobilität“ stellt sie fest, dass viele der Migranten Zweitwohnsitze angemeldet haben, regelmäßig telefonisch oder per E-Mail kommunizieren und sehr oft in die Heimat fahren. Es wurde deutlich, „dass Mobilität und Kommunikation die Aufrechterhaltung der Bezüge zu zwei Regionen erleichtern. Eine vollständige subjektive Verschmelzung von Flächen- und Sozialraum, wie sie in der Theorie transnationaler sozialer Räume beschrieben wird, erscheint jedoch auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse nicht gegeben: Räumliche Distanz, Grenzregime und formale Beschränkungen hindern gerade die körperlich mobilen Migranten daran, die von ihnen genutzten Räume als Einheit zu erleben. Somit stellt sich das Mobilitätsverhalten der polnischen Migranten in Leipzig einschließlich der Fragen von Bleibeabsichten und Remigrationsgründen eher als „(...) Leben in zwei Welten dar mit teils sozialen Bezügen, aber einer objektiv und subjektiv erlebten flächen-sozialräumlichen Distanz.“<sup>114</sup>

---

<sup>113</sup> vgl. Glorius op. cit. S. 64

<sup>114</sup> vgl. Glorius op. cit. S. 286

#### **4.2.7.2 Transkulturalität**

Bei der Beobachtung der Alltagskultur stellt sie fest, dass „(...) mit wachsender Anwesenheitsdauer in Leipzig eine Hinwendung zur Ankunftskultur statt fand. Dies geht jedoch kaum zu Lasten der Herkunftskultur, vielmehr besteht die Tendenz zum gleichberechtigten Gebrauch beider Sprachen und Kulturen.“<sup>115</sup>

Desweiteren ist in der zitierten Studie von einer Segmentierung die Rede, welche innerhalb der polnischen Einwanderergesellschaft stattfindet, etwa in Form einer Grenzziehung zwischen der Gruppe der etablierten Einwanderer – meist Heiratsmigranten – und der temporären Arbeitsmigranten. Zwischen beiden Gruppen bestanden kaum Kontakte.<sup>116</sup>

Die Schlussfolgerung: Im Falle der polnischen bzw. polnischstämmigen Migranten in Leipzig kann nicht von einem einheitlichen transnationalen Raum gesprochen werden, sondern vielmehr von verschiedenen sozialen Räumen, die sich vor allem entlang von Kategorien wie „Migrations-Typ“, „gesellschaftliche Klasse“, „Generation“ und „Ethnizität“ ausdifferenzieren.<sup>117</sup> In der Alltagskultur sind auch andere, für polnische Migranten typische Punkte festzustellen. Die Polen sprechen sehr gut deutsch und haben kaum Kommunikationsschwierigkeiten, stimmen aber oft zu, dass sie eine gewisse Sprachentfremdung gegenüber der Herkunftssprache spüren und dass die deutsche Sprache sich mit der Länge des Aufenthalts in die Alltagskommunikation mischt. Für die Migranten ist es wichtig, die Muttersprache sowie Traditionen, Bräuche und Sitten zu pflegen.<sup>118</sup> Nach längerem Aufenthalt kommt es oft zu einer Vermischung dieser Elemente, deren Prägung durch die deutsche sowie die polnische Kultur gekennzeichnet ist.

#### **4.2.7.3 Transidentität**

In der dritten Kategorie wird die räumliche und nationale Identitätsentwicklung unter die Lupe genommen. Bei vielen Migranten werden Anzeichen für eine multiple Verortung festgestellt, die sich in der lokalen Verwurzelung am deutschen Wohnort einerseits und der gefühlten Bindung an das Herkunftsland und den Herkunftsort andererseits niederschlägt.<sup>119</sup>

---

<sup>115</sup> Glorius. Op. cit. S. 286

<sup>116</sup> ebenda

<sup>117</sup> ebenda S. 287

<sup>118</sup> ebenda S. 176-181

<sup>119</sup> ebenda S. 288

### 4.3 Befragung unter polnischen Migranten in Potsdam

Um neben den offiziellen statistischen Zahlen und wissenschaftlichen Beschreibungen auch einen aktuellen und durchaus subjektiven Einblick in die Welt der polnischen Migranten in Potsdam zu bekommen, wurde ein Fragebogen an mögliche Adressaten persönlich bzw. per Mail verteilt. Die hier dargestellten Ergebnisse sind nicht repräsentativ, spiegeln aber die bisher in diesem Kapitel dargelegten Fakten und Besonderheiten durchaus wieder. Es wurden 22 Fragebögen ausgefüllt, die über die bestehenden deutsch-polnischen Netzwerke – Stammtische, Universität - in Potsdam verteilt wurden. Angesichts der angenommenen Zahl von etwa 500 Polen und Polinnen in Potsdam dürfte etwa ein Zehntel erreicht worden sein. Die Rücklaufquote beträgt aufgrund des vorwiegend face-to-face-Kontaktes rund 50%. Die wesentlichen Ergebnisse der Umfrage sind in den folgenden Grafiken und ihren Erklärungen dargestellt.

#### 4.3.1 Personenbezogene Daten

22 Fragebögen wurden ausgefüllt zurückgesendet, darunter 15 Polinnen und 7 Polen. Bis auf eine Ausnahme sind alle befragten Frauen mit einem deutschen Partner zusammen, 19 der befragten erziehen ihre Kinder zweisprachig. Das Durchschnittsalter der Befragten liegt bei 30 Jahren, der Großteil der Befragten geht einer (selbständigen) Arbeit nach oder befindet sich im Studium.

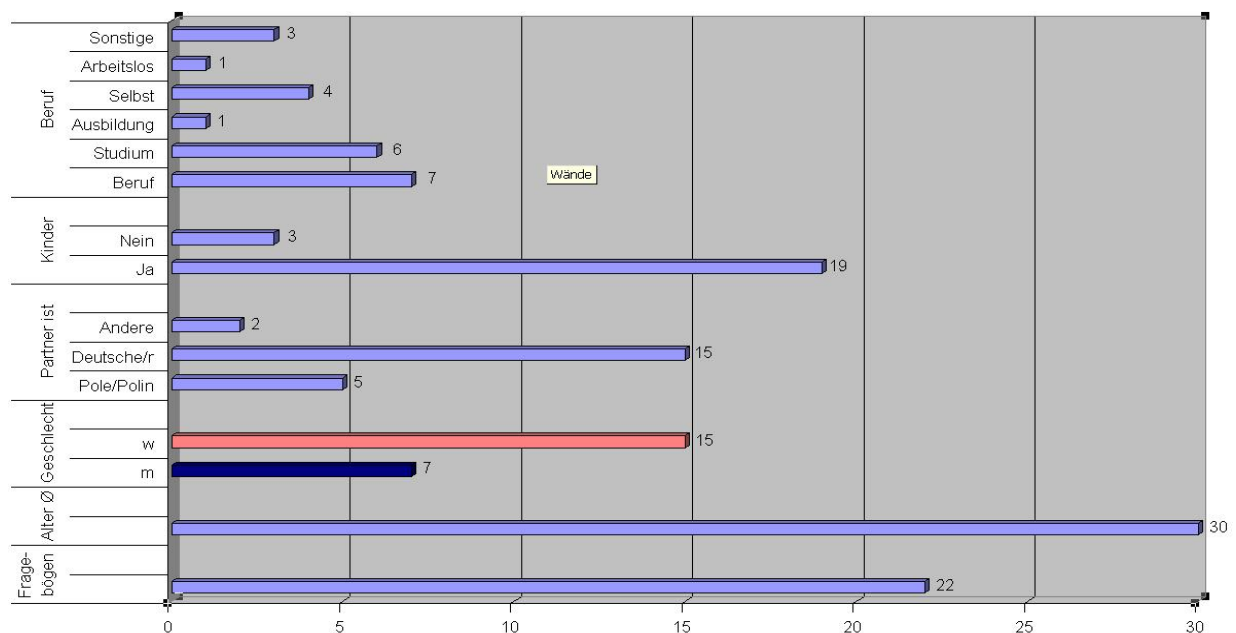


Abbildung I: Personenbezogene Daten

### 4.3.2 Migration und Aufenthalt

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Befragten liegt bei 8 Jahren, dies entspricht ungefähr der Zahl in den offiziellen Statistiken (siehe Punkt 4.1). Der Zuzug nach Deutschland erfolgte im Schnitt mit 22 Jahren. Rund fünf Mal im Jahr fahren die Befragten in ihr Heimatland, wo in allen Fällen die Herkunftsfamilie verblieben ist. Lediglich zwei Befragte geben an, einmal oder mehrmals länger als drei Monate nach Polen gefahren zu sein. 19 von 22 geben an, täglich über das WorldWideWeb Kontakt mit Freunden und Familie aufzunehmen. Immerhin 9 telefonieren täglich in die Heimat.

Der überwiegende Anteil (16) fühlt sich – auch nach teilweise sehr frühem Zuzug oder langer Aufenthaltsdauer – als Pole/als Polin, weitere 5 geben an, sich eher als Europäer zu fühlen. Nur eine befragte Person fühlt sich als Deutscher/Deutsche.

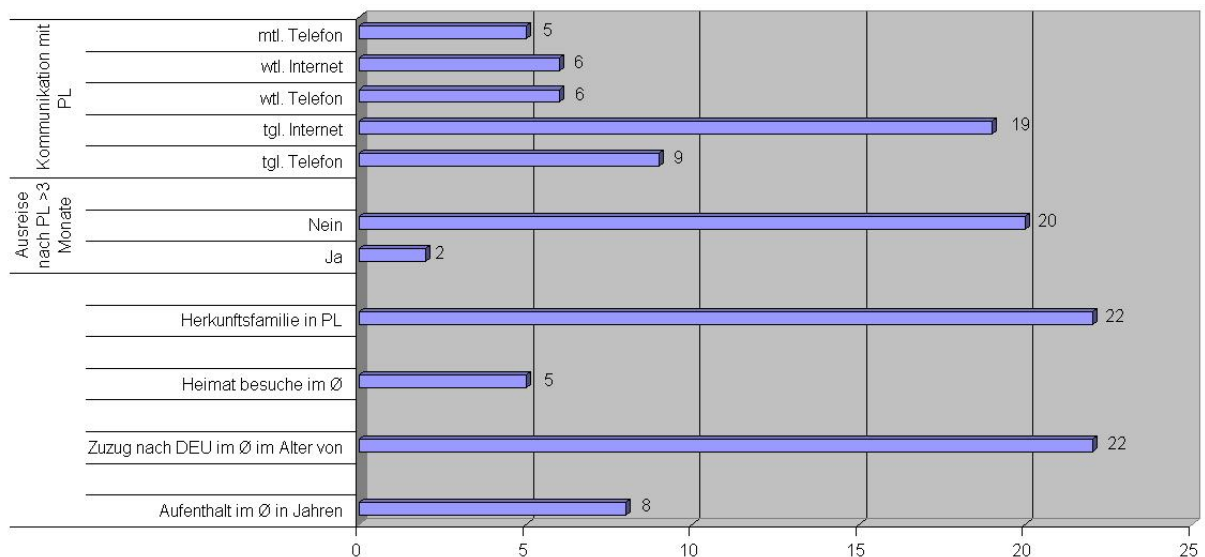


Abbildung II: Migration und Aufenthalt

### 4.3.3 Sprache und Beruf

Was den Spracherwerb angeht, so ist festzuhalten, dass verglichen mit einem Einheimischen die eigenen sprachlichen Fähigkeiten im Durchschnitt mit „guten“ 78% von 100% gewertet werden. Fünf von 22 Befragten geben an, dass sie sich sowohl in der polnischen als auch in der deutschen Sprache wohl fühlen. Je die Hälfte hat die deutsche Sprache in Polen oder in Deutschland erworben.



Die Befragten sind – so ist zu statuieren – gut ausgebildet (19 von 22 haben ein Studium absolviert) aber nur fünf sind aktuell in einem der erlernten Berufe tätig. Sieben von ihnen geben an, dass ihre Erwartungen im Beruf erfüllt werden (ebenso viele verneinten die Frage). 12 der Befragten sind in dem, was sie machen, anerkannt. 13 Personen geben an, sowohl deutsch als auch polnisch im Beruf zu verwenden und zehn Befragte stellen sich ihre berufliche Zukunft ebenso in beiden Ländern vor. Dies gibt einen Hinweis auf die bereits mehrfach angesprochene Transnationalität (oder auch Zwischenwelt) der polnischen Migranten.

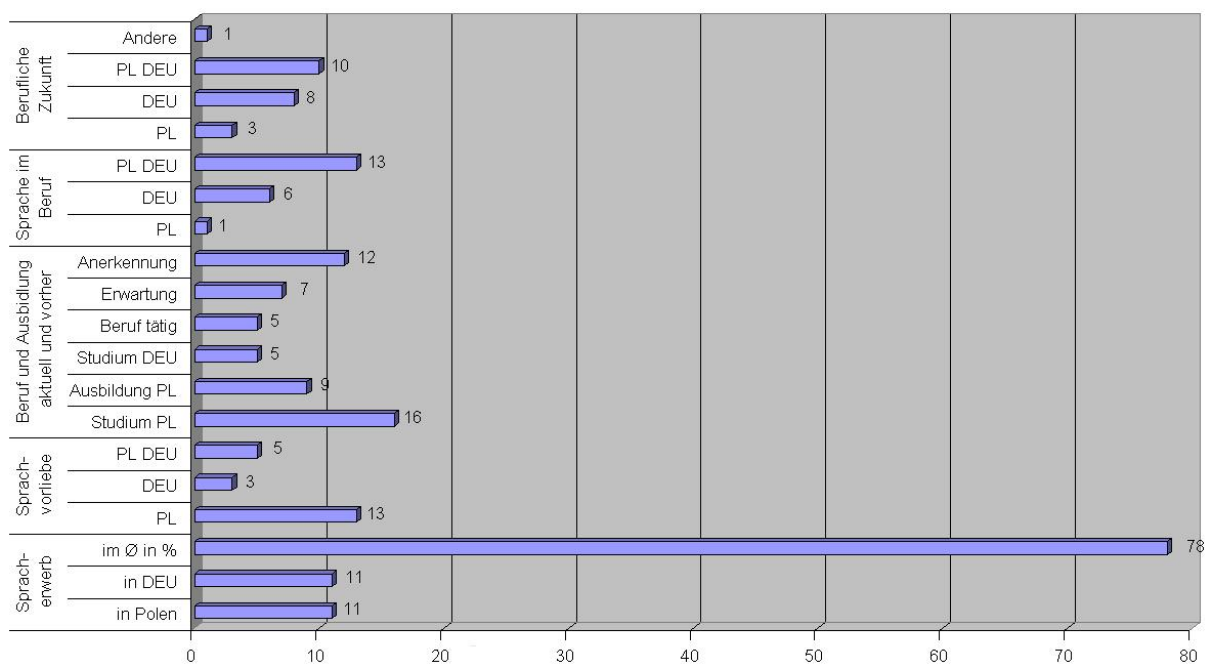


Abbildung III: Sprache und Beruf

#### 4.3.4 Kontakte und Traditionen

Befragt nach den in Deutschland gelebten polnischen Sitten und Bräuchen geben zehn Teilnehmer der Umfrage Weihnachten an, sechs Ostern und weitere zehn diverse andere Traditionen. Unter letztere fallen u. a. der Namenstag (2), polnisches Essen (2), der Nationalfeiertag (1) oder das Abdrzekij-Fest (2). In Vereinen und anderen Gruppierungen sind 13 von 22 organisiert. Hierbei überwiegen deutsch-polnische Gruppen, wie es etwa die beiden Stammtische in Potsdam sind. Der eigene Freundeskreis besteht fast zur Hälfte aus Polen (46%) und zu 38% aus Deutschen.

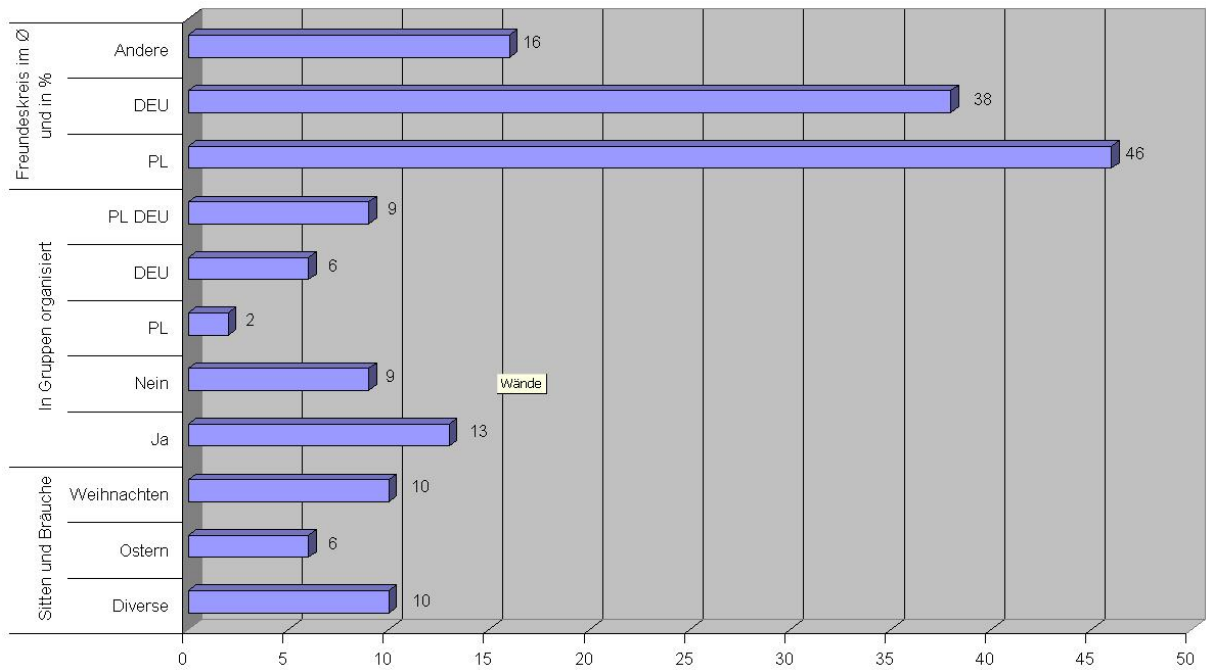


Abbildung IV: Kontakte und Traditionen

#### 4.3.5 Gesundheit und Integration

Was den Prozess der Integration anbelangt, so ist festzuhalten, dass die große Mehrheit sich weder entwurzelt (16) noch diskriminiert (16) fühlt. Es scheint vielmehr so zu sein, dass die meisten sich in Deutschland integriert fühlen (12) und in beiden Staaten zu Hause sind (14). 13 bzw. 15 der Befragten fühlen sich physisch und psychisch fit und belastbar, wengleich 19 der Befragten angeben, die Migration habe die eigene Persönlichkeit stark bzw. teilweise stark beeinflusst. Dies zeigt, dass der Migrationsprozess offenbar bei dem überwiegenden Teil keine negativen Auswirkungen auf die Gesundheit hat. Dies zeigt sich auch bei der Abfrage von Gefühlszuständen: Hier kreuzten 16 der Befragten den Begriffskomplex an, der für die dritte Phase der Migration (siehe Kapitel 2) typisch ist.

Auf der anderen Seite geben immerhin fünf von 22 befragten Personen an, sich teilweise oder überhaupt nicht körperlich bzw. geistig fit zu fühlen. Ebenso viele kreuzten Begrifflichkeiten an, die so typisch für die zweite, krisenhafte Phase der Migration sind. Bis auf eine Ausnahme korrelieren die Angaben. Rund ein Viertel der Befragten zeigt demnach bzgl. des Migrationsprozesses und der für die polnischen Migranten so typischen Transnationalität - also das Leben in den Zwischenwelten - gesundheitliche Auffälligkeiten und Belastungen.

#### **4.4 Beratungsangebote in Potsdam**

Neben der Befragung unter polnischen Migranten habe ich auch die einschlägigen ortsansässigen Beratungs- und Migrationsdienste kontaktiert. Eine kurze Zusammenfassung der Rückmeldungen ist hier in loser Form wiedergegeben.

Aus dem telefonische Gespräch mit dem Leiter des Fachberatungsdienstes Zuwanderung, Integration und Toleranz im Land Brandenburg (FAZIT) in Potsdam habe ich erfahren, dass polnische Migranten so gut wie gar nicht die angebotenen Leistungen abfragen. Um die Situation deutlich zu schildern hat der Leiter folgenden Satz von einem polnischem Migrant zitiert: „Wir Polen möchten nichts und versuchen nicht aufzufallen“. In den letzten Jahren haben nur zwei Polen Rat gesucht, so der Leiter. Deswegen haben sie als Beratungsstelle kein spezielles Angebot für polnische Migranten und keine Mitarbeiter, die polnisch sprechen. Für den Leiter ist es eigenartig, dass man die Polen nicht sieht, obwohl sie so zahlreich in Potsdam leben. Die Bereitschaft, mit Polen zu kooperieren, sei grundsätzlich da, aber er bedauere, dass ein geplantes grenzüberschreitendes Projekt leider nicht zu Stande gekommen sei.

Der Internationale Bund in Potsdam hat in fünf Jahren nur einen polnischen Migrant registriert, der eine Berufsberatung brauchte. Außer Projekten mit Polen, die in aller Regel nicht in Potsdam stattfinden „gebe es keine Nachfrage“, so die Auskunft.

Bei der Berlin-Brandenburgischen Auslandsgesellschaft e. V (BBAG) erzählte man sehr offen über die Erfahrungen mit polnischen Migranten. Die BBAG ist sehr engagiert in deutsch-polnischen Projekten, vor allem im Austausch im Kulturbereich mit der Partnerstadt Opole.<sup>120</sup> In Potsdam aber werden außer polnischen Sprachkursen keine speziellen Angebote für polnische Migranten organisiert. Eine polnisch sprechende Mitarbeiterin sei leider aus finanziellen Gründen entlassen worden, sie engagiere sich aber noch von Zeit zu Zeit ehrenamtlich. Auf die Frage, wie polnische Migranten charakterisiert werden könnten, wurde mir die folgende Antwort eines Migranten zitiert: “Wir wollen still und leise bleiben und nicht auffallen“.

---

<sup>120</sup> Über Projekte kann man auf dieser Seite Informationen finden: [www.opole-potsdam.de](http://www.opole-potsdam.de)

Die Migrationsberatung der Diakonie schließlich wird ebenso wenig besucht von polnischen Migranten wie die bereits oben erwähnten Einrichtungen. Die kontaktierte Beraterin berichtete von einem einzelnen Polen, der in den letzten Jahren eine Beratung bei ihr gesucht habe. Er habe ganz konkrete Fragen gehabt, die gleich beantwortet werden konnten und weitere Konsultationen nicht notwendig machten. In den Räumlichkeiten der Migrationsberatung fiel mir auf, dass auf der Informationstafel ganz viele Flyer in verschiedenen Sprachen zu finden waren aber keine auf Polnisch. Auf meine Nachfrage sagte die Beraterin: „Die Polen sind keine Klientel bei uns. Ansonsten sprechen sie sehr gut deutsch oder englisch, von daher lohnt sich das Übersetzen und Drucken einfach nicht“.

Die weiteren Organisationen, die ich, wenn es um das Thema Polen geht, als führend bewerte, sind aus meiner Sicht das Deutsch Polnische Jugendwerk (DPJW), die Deutsch-Polnische Gesellschaft (DPG) und der Verein HochDrei. Der Fokus bei der Arbeit dieser Organisationen liegt aber mehr in den Bereichen kulturelle Begegnungen, Austausch zwischen Jugendlichen, grenzüberschreitende Projekte sowie Sprach- und Weiterbildungskurse. Diese Angebote für Migranten werden nicht durch in Potsdam lebende Polen wahrgenommen. Die Ausnahme sind monatliche Begegnungen in Form von Stammtischen, die unter dem Schirm des DPJW und der DPG organisiert sind. Die beide Angebote möchte ich an dieser Stelle näher zu beschreiben, weil sie aus meiner Sicht als relevant für das Thema Migration sind und ich sie auch selber auch wahrnehme.

Der durch das DPJW an jedem letzten Sonntag des Monats organisierte Stammtisch „Kolko Graniaste“ (eckiger Kreis) ist eigentlich eine Elterninitiative. Die deutsch-polnischen Paare mit ihren Kindern, die zweisprachig erzogen werden, haben sich zusammengefunden, um die polnische Sprache zu pflegen und Kontakte untereinander herzustellen. Die Familien nehmen regelmäßig an diesen Treffen teil und sind über das gegenseitige Kennenlernen sehr froh. Seit einem Jahr erscheinen zu jedem Treffen über 10 Familien aus Potsdam und manchmal auch Berlin.

Der Stammtisch der DPG trifft sich jeden ersten Dienstag des Monats im Cafe Rothenburg. Dieser Stammtisch bietet im Gegensatz zu dem „familiären“ eine nette Abendunterhaltung im deutsch-polnischen Kreis, wo man bei einem Glas Wein andere Polen verschiedenen Alters und Berufs aus Potsdam kennen lernen und Netzwerke knüpfen kann. Von Studenten bis Rentnern genießen die Polen die Gespräche in ihrer Muttersprache. Die deutschen Partner sind gerne dabei und profitieren davon. Die Eltern

der Kindern aus dem „Kolko Ganiaste“ sind von Zeit zu Zeit auch vertreten. Beide Stammtische sind relativ jung und immer wieder kommen neue Leute dazu. Es gibt keine festen Strukturen, die vorgegeben sind, alles ist im Entstehen.

## 5 Soziale Arbeit und Identitätsbildung

*Das Bewusstsein der komplexen, konstruierten Natur unserer Identität bietet uns einen Schlüssel, der weitere Möglichkeiten öffnet: In unserer Geschichte andere Geschichten zu erkennen, in der scheinbaren Vollständigkeit des modernen Individuums Inkohärenz zu entdecken, Entfremdung, die vom Fremden aufgerissene Spalte, die es umstürzt und uns dazu zwingt, die Frage nach dem Fremden in uns selbst zu erkennen. So bildet sich Identität, während wir unterwegs sind.*

**Ian Chambers**

Wie kann Soziale Arbeit Identitätsbildung fördern? So lautet die Titelfrage. In dem breiten Spektrum sozialer Dienstleistungen finden sich verschiedene Bereiche, die sich mehr oder weniger mit Migranten beschäftigen. Das sind im Besonderen die Beratungsstellen der Wohlfahrtsverbände, die Angebote auch für Migranten anbieten. Diese Beratungen beinhalten Vermittlungen zu weiteren Diensten, helfen beim Erstellen von Bewerbungsunterlagen, bei der beruflichen Orientierung und Anerkennung von Abschlüssen, sie bieten Hilfe für Asylsuchende und Flüchtlinge, in dem sie beim Asyl- und Aufenthaltsverfahren vermitteln, sorgen für Wohnungsunterbringung, gesundheitliche Versorgung, Spracherwerb, Arbeitsgenehmigung und vieles mehr. Ein weites Feld sozialarbeiterischen Handelns! Doch diese Beratungsangebote werden von den polnischen Migranten nicht genutzt, geschweige denn abgefragt, wie in Kapitel vier aufgezeigt wurde. Im erweiterten Spektrum Sozialer Arbeit sind dies aber auch Organisationen, die sich, in diesem Fall für deutsch–polnische Projekte, in den Bereichen Kultur, Jugendaustausch, Kunst, Freizeit usw. einsetzen. Welcher Bereich wäre hier für die Identitätsbildung der polnischen Migranten zuständig und wo findet sich in diesem Fall ein Auftrag für die Soziale Arbeit?

Wo sollen die polnischen Migranten also Hilfe und Rat suchen, wenn sie nicht mehr wissen, wo sie hingehören, wenn sie sich nicht anerkannt oder unsicher fühlen, bestimmte Angebote nicht oder noch nicht nutzen? Wie könnte Soziale Arbeit die Lebenslagen der polnischen Migranten aufgreifen und begleiten?

Zunächst wäre es wichtig, sich als Sozialarbeiter bewusst zu machen, was Migration bedeutet und mit welchen Problemen die oft einsamen Migranten kämpfen. Somit fällt auch den Hochschulen die wichtige Aufgabe zu, zukünftige Sozialarbeiter auf „typische“ Migrationsverläufe hinzuweisen und interkulturelle Kompetenzen zu stärken, um sie für die interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste vorzubereiten. Ebenso sollten die Hochschulen schon im Studium zur Diskussion über die Einflüsse der Migration auf die Identitäten der Einwanderer einladen. Es ist mit Sicherheit auch ein wichtiges Thema für Schulen und den Bereich der Erwachsenenbildung.

Die Migration erlebt ihren Wandel mit dem Zeitgeist. Mit dem Fall der Mauer und den Ereignissen vor und nach 1989, der wachsenden Globalisierung und Mobilität, der immer schneller werdenden und allumfassenden Kommunikation geraten die polnischen Migranten in Zwischenwelten und leben nicht mehr ausschließlich im Ankunftsland, sondern parallel, gefühlsmäßig zeitgleich, immer noch in ihrem Herkunftsland. An diesem Punkt angelangt, glaube ich, dass es im Licht des in Kapitel vier beschriebenen Transnationalismus nicht bloß um Integration oder Assimilation geht, sondern grundsätzlich um die Fähigkeit, mit zwei Wirklichkeiten, die man in sich trägt, „klar zu kommen“. Zum professionellen Umgang mit (polnischen) Migranten gehört zu dieser Feststellung ein grundsätzlich tieferes Verständnis für die bereits beschriebenen Ambivalenzen, Paradoxien und Gegensätzlichkeiten in den erlebten Zwischenwelten.

## **5.1 *Zwischenwelten in der Soziale Arbeit***

Abgesehen von einem allgemeinen Verständnis ist es m. E. wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, was die benannten Zwischenwelten ausmacht und diese aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur im Bereich der Migration, sondern auch in der Sozialen Arbeit selbst vorhanden sind. Dies als Sozialarbeiter wahrzunehmen und mit ihnen professionell umzugehen ist die Kunst, die es zu erlernen gilt.

Dass Zwischenwelten nicht nur Bedeutung für die Soziale Arbeit haben, sondern vielmehr ein Merkmal von ihr sind, steht mittlerweile nicht mehr zur Debatte. Mehrere Autoren haben dies herausgearbeitet. Um M. Gemende noch einmal zu zitieren, die ganz deutlich sagt: „Neben dem bildungs- und sozialpolitischen Anspruch auf Durchsetzung von struktureller Chancengleichheit heißt für mich die pädagogische Herausforderung deshalb:

Wahrnehmung von interkulturellen Zwischenwelten (wie ich die Lebensmuster von Migranten nenne). Ihre pädagogische Nutzung für Bildungs- und Selbstbehauptungsprozesse trotz und mit ihrer Ambivalenz und die Intervention dort, wo eindeutige Fremd- und Selbstzuschreibungen und Chancenungleichheit (Sozial)Pädagogik bestimmen oder verhindern.“

Zur Verstärkung ihrer Meinung zitiert Sie noch eine Aussage eines Professor der FH-Potsdam: „Mit Heiko Kleve sei darauf verwiesen, dass sich gerade Soziale Arbeit (und Bildung) durch brüchige und flexible Patchwork –Identitäten - ich würde sagen: durch Zwischenwelten – damit durch Ambivalenz und Unschärfe auszeichnen. Dies fordert Auseinandersetzung mit Ambivalenzen und Sensibilität im pädagogischen Geschehen.“<sup>121</sup>

Soziale Arbeit ist – das dürfte jedem Studierenden im Laufe des Studiums klar gemacht worden sein – darüber hinaus immer auch in der klassischen Zwischenwelt von Hilfe und Kontrolle zu Hause gewesen. Das Merkmal, sich in der Interaktion mit dem Hilfesuchenden zwischen zwei Wirklichkeiten zu bewegen, ist also ein immanentes der Sozialen Arbeit. Allein hieraus ergibt sich m. E. eine Geeignetheit, auch im Hinblick auf die Fragestellung der vorliegenden Arbeit.

## **5.2 Methoden der Identitätsbildung**

Soweit die Theorie. Nun zur Praxis. Die Gespräche mit migrantenspezifischen Institutionen wie FAZIT, BBG, Migrationsberatung der Diakonie, Internationaler Bund und andere haben gezeigt, dass Polen keine „Klientel“ dieser Einrichtungen sind und keine Beratung suchen, wenngleich laut Ergebnis der Fragebögen ein gewisser Prozentsatz durchaus Hilfe bedürfte. Deswegen sehe ich gewisse Schwierigkeit in den bestehenden Beratungsangeboten für polnische Migranten.

Es wurde vorher gesagt, dass Migration zu einer Lebenskrise führen kann. Daher sehe ich in der psychosozialen Beratung und Krisenintervention eher eine Chance für Migranten, um das innere Gleichgewicht wiederzufinden. Ebenso bietet die Psychotherapie hierzu eine Chance, wenngleich sie schon über die Grenzen Sozialer Arbeit hinausgeht. Hierauf werde ich im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr eingehen.<sup>122</sup>

---

<sup>121</sup> Gemende, op. Cit., S. 221

<sup>122</sup> Eckhard Koch weist auf die Begriffe „Transkulturelle Psychiatrie“, „Ethnopsychiatrie im Land“ sowie auf psychische Reaktionen im Laufe des Migrationsprozesses hin. Dabei nennt er Aspekte psychischer Störungen, die auf Grund von Migration auftreten können: Verlust wichtiger Bezugspersonen und des heimatlichen Stützsystems, Auseinandersetzung mit neuer Umgebung, Entwicklung einer individuellen



Weitere Handlungsfelder der Sozialen Arbeit die ich für die Identitätsbildung als relevant empfinde sind Netzwerkarbeit, Biografiearbeit und Empowerment<sup>123</sup> für Menschen mit Migrationshintergrund. Die Beschreibung aller bislang genannten Methoden würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Deswegen werde ich mich an dieser Stelle auf zwei Methoden konzentrieren, die meiner Meinung nach ein positives Selbstwertgefühl der Migranten stimulieren und für eine Stabilität der inneren Gefühle sowie für eine allgemeine Identitätsentwicklung sorgen können. Dabei bin ich sicher, dass es kein Rezept gibt, welches das „Migrantenherz“ heilen kann, sowie es kein Rezept für Glück gibt. Und, dass jeder selber bestimmen muss, wie er sich und ob er sich überhaupt helfen lässt. Dabei finde ich, dass die Netzwerkarbeit und die Biografiearbeit ein Erfolgspotenzial in sich verbergen.

### **5.2.1 Netzwerkarbeit**

Eine sanfte Methode der Unterstützung stellt die Netzwerkarbeit dar, die wie folgt definiert werden kann: „Soziale Netzwerke sind Geflechte sozialer Beziehungen zwischen einer bestimmten Anzahl von Menschen (oder Organisationen).“<sup>124</sup> Diese These wird sehr bildhaft von Frank Nestmann dargestellt: „Im Bild des sozialen Netzwerks sind wie in einem Fischernetz die Knotenpunkte - die einzelnen Personen (Organisationen) oder Netzwerkmitglieder – durch das Garn mit anderen Knotenpunkten - anderen Personen (Organisationen) verbunden.“<sup>125</sup>

Auf diese Methode will ich jetzt eingehen, weil ich beobachtet habe, wie gern sich jeden Monat Polen am Stammtisch „Kólko Graniaste“<sup>126</sup> sowie am „Polnischen Stammtisch“

---

Position („Identität“) zwischen den Polen der Kultur und dem neuem Milieu. Seiner Meinung nach fehlen in Deutschland immer noch klare Konzepte der psychosozialen Versorgung für Migranten. Zudem sollen die psychiatrisch tätigen Berufsgruppen sollen speziell für die „interkulturelle Kompetenz“ Aus-, Fort, und weitergebildet werden. Einige Kliniken und Versorgungsstrukturen für Migranten würden gegen die Ausgrenzung wirken. In: Andreas Treichler Wohlfahrtsstadt, Einwanderung und ethnische Minderheiten, Probleme, Entwicklungen, Westdeutscher Verlag, 2002, S. 243-253

<sup>123</sup> Trotz mehreren durchgelesenen Texten zum Thema Empowerment (während Seminar zum Thema Empowerment in der Psychiatrie und Behinderung) kann ich nicht genau diese Methode aus der praktischen Sicht beschreiben. Obwohl Empowerment hoffnungsvoll für mich klingt werde ich jetzt im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter darauf eingehen.

<sup>124</sup> Nestmann: Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung, in Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik, 2. Auflage, Luchterhand 2001, S. 1684

<sup>125</sup> op. cit. S. 1684

<sup>126</sup> „Kólko Granisate“ trifft sich an jedem letzten Sonntag des Monats im Malteser Freizeit Treffpunkt in Potsdam, der „Polnische Stammtisch“ trifft sich am ersten Dienstag des Monats im Cafe Rothenburg in Potsdam. Ich gehöre zur Mitorganisatorin des Stammtisches „Kólko Graniaste“ und kann in diesem Abschnitt meine eigenen Eindrücke einbeziehen.

treffen und austauschen. Wie sie dort einen sicheren Raum finden und offen über alltägliche Probleme reden. Diese betreffen oft das berufliche Leben, verlorene Chancen auf Karriere durch die Migration, Sorgen um die Zukunft der Kinder und ihre Zweisprachigkeit. Auch Gespräche über Erziehungsschwierigkeiten, „Trotzphasen“ der Kindern und der Austausch von polnischer Literatur sowie polnischer Zeitschriften, Filmen etc. finden hier statt. Allen Teilnehmern liegt die Pflege der polnischen Sprache am Herzen und sie finden es wichtig, sie ihren Kindern beizubringen. Deswegen wird jetzt im Stammtisch nach einer professionellen polnischen Lehrerin gesucht, die diese Aufgabe übernehmen könnte. Der Stammtisch, oder die Stammtische, bieten ein Netzwerk, das in Notfallsituationen, wie „kaputte Waschmaschine“, „guter Hautarzt fürs Kind“ oder eine „Mitfahrtgelegenheit nach Polen“, erste Hilfe sein kann. Nach einem Jahr kann ich sagen, dass schon feste Freundschaften entstanden sind, die ein starkes Zugehörigkeitsgefühl geben. Es werden nicht nur Probleme diskutiert, vor allem wird gelacht und auf polnisch erzählt.

Ich stimme dem bereits öfters genannten Begriff voll zu, dass die „ethnic Community“ den Kulturschock abmildern und erste Hilfe leisten kann. Die Bedeutung von Netzwerken ist sehr groß. Sie können eine wichtige Rolle in verschiedenen Lebensphasen spielen. Sie geben Sicherheit in Übergangsphasen und den damit einhergehenden Rollenwechseln wie z. B. bei Schulbeginn, dem neuen Job, Umzug in einen neuen Wohnort, bei Partnerverlust, Pensionierung und Ausgrenzungsgefühlen die durch Migration verursacht werden. Durch ihre Schutz-, Bewältigungs-, Entlastungs- und Unterstützungsfunktion geben Netzwerke ein gutes Sicherheitsgefühl, welches sich oft sehr positiv auf den Gesundheitszustand der einzelnen Netzwerkmitglieder auswirkt. Das ist die so genannte Pufferthese die besagt, dass „(...) soziale Unterstützung durch Mitglieder des sozialen Netzwerks Belastung und Stress gemeinsam mit individuellem Bewältigungshandeln abpuffern kann, wodurch eine Beeinträchtigung der Gesundheit vermindert oder verhindert wird.“<sup>127</sup> „(...) Die Integration in ein soziales Netzwerk und der Rückhalt, den man tagtäglich auch außerhalb von Stresssituationen erhält, führen zu großem Wohlbefinden und weniger Krankheit.“<sup>128</sup> Die Netzwerke können die Bedürfnisse nach Kontakten, Interaktion, Zuwendung, Akzeptanz, Intimität usw. befriedigen. Frank Nestmann betont, dass soziale Unterstützung verhindern kann, dass ein Stressor einem Individuum überhaupt ausgesetzt wird oder durch

---

<sup>127</sup> vgl. Nestmann: Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung, in Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik, 2. Auflage, Luchterhand 2001, S. 1687

<sup>128</sup> Nestmann, ebenda

unterstützende soziale Einflüsse eine weniger bedrohliche Beurteilung und Interpretation der Belastung erfolgt. Durch Integration in ein soziales Netzwerk wird ebenfalls Isolation vermieden.

Man darf aber auch nicht vergessen, dass soziale Netzwerke auch negative Folgewirkungen haben können. Michael Galuske betont die Belastungen, die Netzwerke mit sich bringen<sup>129</sup>:

- Die Aufrechterhaltung ist nicht kostenlos (Anstrengungen und Mühe die Kontakte zu initiieren und zu pflegen)
- Hilfeerwartung (Reziprozitätsprinzip)
- Netz als soziale Kontrolle (negative Etikettierung)
- Homogenität des Netzwerkes (keine Schichtgrenzen und fließende Übergänge)
- Überlastung der primären Netzwerke wenn eine Person dauerhaft auf Unterstützung angewiesen ist.

Die Netzwerkarbeit ist ein Arsenal verschiedener Handlungsmethoden und Techniken. Michael Galuske fasst sie in drei Gruppen zusammen: Netzwerkdiagnostik, Netzwerkintervention und Netzwerkevaluation.

Die zwei letzten basieren vor allem auf gruppenzentrierten Beratungstechniken, Moderationsmethoden und Strategien der Selbst- und Fremdevaluation. Sie greifen oft auf Instrumente der Erhebung und Analyse der Netzwerkstrukturen zurück. Zu diesen gehören vor allem: Techniken der Soziometrie, Netzwerk-Brett, Netzwerk-Ethnographie (z. B. Netzwerkkarte, als Umfang und Qualität von personenbezogenen Netzwerken - Sektorenzugehörigkeit, Netzwerkgenese, Netzwerkpotentiale des Klienten, Auswertung der Netzwerkstrukturen).

Die Netzwerkarbeit orientiert sich an der Lebenswelt des Klienten und hat aus dessen Perspektive noch zwei weitere wichtige Funktionen. Einerseits Hilfe leisten, andererseits Kontrolle ausüben, wobei der Kontrollaspekt Risiken birgt. Michael Galuske zitiert nach Billinger/Nowak, dass „mit Hilfe der Netzwerkerkenntnisse und –arbeitsformen ... die soziale Kontrolle auf Bereiche ausgedehnt wird, die bisher zur unangetasteten Privatsphäre von Klienten zählten“. Um das zu vermeiden wiederholt er die fünf wichtigen handlungsleitenden Prinzipien, die ich hier in kürzerer Form wiedergebe<sup>130</sup>:

---

<sup>129</sup> Galuske, S. 288

<sup>130</sup> vgl. Galuske, S. 290

1. Der Subjektstatus der Betroffenen ist zu wahren. Der Klient soll über das Verfahren und seine Konsequenzen aufgeklärt werden. Er hat das Recht zu verweigern.
2. Der Betroffene hat das Recht, der Dokumentation der Aktenführung zuzustimmen.
3. Die SozialarbeiterInnen „müssen den Betroffenen die kontrollierenden Anteile ihrer Tätigkeit unaufgefordert offen legen“.
4. Das „Recht auf Eigensinn“ des Klienten legt dem Sozialarbeiter eine Haltung nahe.
5. Jeder Sozialarbeiter sollte sich bewusst sein, dass soziale Netzwerke persönliche Ressourcen darstellen, deren Substanz durch inadäquate Intervention zerstört oder gar in das Gegenteil verkehrt werden kann.

Inwiefern die Soziale Arbeit nun tätig werden kann, bleibt an dieser Stelle offen. Die beschriebenen Beispiele der Stammtische basieren ja eher auf einer Selbsthilfebene. Soziale Arbeit kann, wenn überhaupt, mit ihren innerhalb der Profession vorhandenen Strukturen und Netzwerken allenfalls Initialzündung für solche Stammtische oder anders organisierte Netzwerke sein. Aber auch das wäre ja ausreichend und der Sozialarbeiter könnte sich, sobald das Netzwerk alleine läuft, wieder zurückziehen und sich anderen Aufgaben widmen. Eine zweite Möglichkeit der Identitätsbildung sei im Folgenden beschrieben.

### **5.2.2 Biografie Arbeit**

Ich habe mich entschieden, dass letzte Kapitel der Biografiearbeit zu widmen. Ich war auf der Suche nach einer Methode des sozialen Handelns, die für Migranten mit typischen Identitätsunsicherheiten angemessen wäre. In der Beschreibung zu dieser Methode habe ich Parallelen zu den Theorien aus dem ersten Kapitel entdeckt. Sogar der Ursprung der Biografieforschung liegt in den Zuwanderungsproblemen des 20. Jahrhunderts in den amerikanischen Großstädten, wo Konflikte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen und Ethnien zu gesellschaftlichen Problemen wurden. Eine erste biografisch-analytische Untersuchung dieser Probleme betrifft überraschenderweise die polnischen Migranten in Chicago.<sup>131</sup> Florian Znaniecki und W.I Thomas haben im Jahr 1918 eine

---

<sup>131</sup> Znaniecki: W. I Thomas, *The Polish Peasant in Europe and America*, New York 1958 (1918-20) in Otto, Thiersch: *Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik*, Luchterhand 2001, S. 209

biografische Forschung über eingewanderte polnische Bauern in den USA begonnen, ab den 1920er Jahren in die polnische Soziologie eingeführt und über Jahre als dominanten Forschungsansatz der empirischen Sozialforschung weiter entwickelt und ausgebaut. Deren biografischer Forschungsansatz bildete eine wichtige Grundlage für die Entwicklung der Chicagoer Schule<sup>132</sup>, die später den symbolischen Interaktionismus<sup>133</sup> hervorbrachte.

Zudem wurde im zweiten Kapitel beschrieben, dass Migration einen Bruch im Lebenslauf darstellt. Darüber hat Birgitt Glorius berichtet und den Umgang mit biografischen Brüchen erläutert. Sie ist der Hoffnung, dass ein Biografiebruch doch zu einem Selbstfinden führen und einen positiven Einfluss auf die Identitätsentwicklung des Migranten haben kann.

Im Bezug darauf möchte ich jetzt auf die Biografieforschung eingehen und Biografiearbeit als Methode des sozialen Handelns vorstellen, die in diesem Selbstfindungsprozess eine helfende Rolle spielen kann.

Biografiearbeit und Identitätsentwicklungen sind eng miteinander verbunden. Biografiearbeit kann eine anregende, begleitende und unterstützende Rolle im lebenslangen Prozess der Identitätsentwicklung spielen. Durch das Erzählen von Geschichten aus dem eigenen Leben können neue Perspektiven auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geschaffen werden. Biografiearbeit bietet einen Raum für die Integration eigener Erfahrungen und kann dadurch ein psychisches Gleichgewicht der Erzähler sichern. Durch Wiederholung von Ereignissen der Vergangenheit aus einer Zeitperspektive und die gleichzeitige Verknüpfung mit der aktuellen Situation können Brücken gebaut werden, die zum neuen Sinnfinden in der eigenen Lebensgeschichte beitragen. Die Kontinuität des Selbstbildes kann wiederhergestellt werden, was ein Baustein der Identitätsbildung sein kann. Die drei Zeitdimensionen: die Erinnerungen an die Vergangenheit, die Begleitung in der Gegenwart und die gewonnene Perspektive für die Zukunft bauen eine neue Balance von der Lebensbilanz über die Lebensbewältigung bis zur Lebensplanung.<sup>134</sup> Diese Methode ist, so erscheint mir, in verschiedenen Arbeitsfeldern verwendbar wie etwa der Altenpflege (Demenzkrankungen), der

---

<sup>132</sup> Chicagoer Schule in Otto, Thiersch: Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Luchterhand 2001, S. 210

<sup>133</sup> Symbolischer Interaktionismus, ebenda, S. 211

<sup>134</sup> vgl. Klingenberg, 200: [www.wikipedia](http://www.wikipedia), Zugriffsdatum 20.11.09

Gerontologie, bei Behinderungen sowie der Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund.<sup>135</sup>

Um Biografiearbeit näher zu definieren, benutze ich hier die Worte von Glinka, der folgendes zusammenfasst: „Biografie ist im Wesentlichen geronnene Erfahrung aus Erlebenssituationen im bisherigen Leben eines Menschen. Ausschnitte aus diesen Erfahrungen werden in der Erinnerung Schicht für Schicht abgelagert. (...) Diese Erfahrungsaufschichtung ist in ihrem abgelagerten und geronnenen Zustand zunächst etwas Statisches. Sie kann jedoch über das Handlungsschema Erzählen wieder verflüssigt und in eine mehr oder weniger geordnete Ablaufbewegung transformiert werden.“<sup>136</sup>

Das Erzählen soll man sich als „Filmablauf aus dem eigenem Leben“ vorstellen, der dem Biografieerzähler eine Möglichkeit, eine zweite Chance gibt, in einem Strom des Nacherlebens seine Erfahrungen noch mal zu rekonstruieren. Mehrere Sichtweisen der Vergangenheit und Gegenwart vermischen sich in einen Erkenntnisprozess und geben eine neue Perspektive. Während des biografischen Erzählens wird dem Erzähler und dem Zuhörer nachvollziehbar, dass sich die Wahrnehmungsperspektive und auch die Identität des damaligen Geschichtsträgers in Zwischenzeit verändert haben. Das Erzählen hilft zu verstehen, wie sich soziale und biografische Prozesse auf die Lebensgeschichte ausgewirkt haben und wie sie sich in der Identität des Biografieerzählers niedergeschlagen haben. Glinka weist auf verschiedene Ebenen des Erzählens hin.

Auf der ersten Ebene folgt die Vergegenwärtigung der Zustandsveränderung des Biografieerzählers. Die Abfolge der aufeinander folgenden Ereignisschritte wird transparent. Auf der zweiten Ebene werden die Einzelheiten zu einem übergeordneten Gliederungszusammenhang und damit zu einer Geschichte zusammengefasst. Biografie ist also eine Reihung von in sich abgeschlossenen Geschichten. Über die Haltung des Erzählers kann seine Innenwelt des Erlebens erkannt werden. Dank dieser rekonstruktiven Darstellungs- und Selbstvergewisserungsarbeit kann der Biografieträger auf die erlebten Geschichten zurückblicken, sie interpretieren und sie in ihrer Gesamtgestalt zu erkennen. Glinka nutzt für Biografie das Wort „Erlebensgrammatik“, die die Einzelereignisse zu prozessualen Zusammenhängen rafft, die Entfaltungsrichtungen, Entwicklungsstadien, Alternativen sowie handlungsorientierende Haltungen und deren Veränderungen vor dem Hintergrund der erlebten Ereignissequenzen enthält. Durch den inneren Vorgang der

---

<sup>135</sup> vgl. Klingenberg, 2001: [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de), Zugriffsdatum 20.11.09

<sup>136</sup> H.-J. Glinka, Biografie in H. Thiersch/H.-U. Otto, Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Luchterhand, 2001, S. 207

Selbstvergewisserungsarbeit wird der Erzähler zu einer Erkenntnisleistung befähigt. Der Biografieträger gewinnt ein Verständnis dafür, warum die Gesamtform seiner Lebensgeschichte eben diese Gestalt und keine andere angenommen hat. Glinka betont ganz deutlich, dass Biografie ein Schlüssel zur Identitätsentfaltung ist. Sie konstruiert sich im Kontext sozialer und (kollektiv-) historischer Prozesse und beinhaltet darüber hinaus die Veränderung des Identitätszustandes. Sie kann – aus ethnografischer Fremdheitsperspektive betrachtet – ganz entscheidend zur Erkenntnissuche und Findung im Selbstvergewisserungsprozess beitragen.

Die biografische Vertiefung bzw. Verbreiterung der Darstellung dient vor allem der personalen und sozialen Identitätspräsentation, Identitätsaushandlung und Identitätsabsicherung.<sup>137</sup> Die narrative Konstruktion eines biografischen Bewusstseins, welches Gesellschaftsmitgliedern auch in wechselnden Lebenslagen und sich verändernden sozialen Umwelten die Erfahrung von Kontinuität und Zusammenhang in ihrer persönlichen Lebensgeschichte ermöglicht, wenn die Identitätsaufhänger Name, Geschlecht, Alter, Aussehen, Kleider, Sprache, Nationalität usw. nicht mehr ausreichen zur Präsentation, Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit der eigenen Person. Völzke betont, dass gerade dann, wenn biografische Brüche und Krisen auftauchen, das Bedürfnis nach neuen sinnhaften Verknüpfungen und Überbrückungen vergangener und gegenwärtiger Ereignisse und Erfahrungen und damit die interaktive Vergewisserung und Aushandlung biografischen Bewusstseins in sozialen Interaktionen mit anderen Gesellschaftsmitgliedern unumgänglich wird.<sup>138</sup>

In der Rekonstruktion der eigenen „fragmentarischen Identität“ und in dem „ethnografischen Fremdverstehen“ durch das biografisch–narrative Ohr sieht Völzke eine Chance für die Reaktivierung der biografischen und sozialen Selbsthilfekompetenzen der Betroffenen.

Die Methode der narrativen Konstruktion stellt somit eine besondere Kommunikationsart und das Kennenlernen fremder Lebenswelten dar. Die Methode wird hier dargestellt nach Reinhard Völzke, der in seiner Beschreibung der Methode an Fritz Schütze und Michael Schibilsky anknüpft. Diese Art der Gesprächsführung ist ein Konzept mit drei Interventionsformen, die situativ ineinander verschränkt auftreten können. Völzke benutzt

---

<sup>137</sup> Völzke: Biografisches Erzählen im beruflichen Alltag, Das sozialpädagogische Konzept der biografisch-narrativen Gesprächsführung in Jakob, von Wensierski (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik, Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, München 1997

<sup>138</sup> Vgl. Völzke, op.cit., S. 273

hier die Formulierungen Intervention „zwischen Tür und Angel“, Intervention zur Hervorlockung von kleineren oder größeren selbst erlebten Geschichten sowie Intervention zur Präsentation biografischer Großerzählungen.

Das biografisch-narrative Gespräch hat darüber hinaus bestimmte Regeln und Rahmenbedingungen<sup>139</sup>, die eingehalten werden sollen. Die Haltung des Zuhörers gegenüber dem Erzähler spielt hier eine wichtige Rolle. Seine Empathie (einführendes Verstehen), Akzeptanz (emotionale Wärme) und Selbstkongruenz (Übereinstimmung von Verhalten und Überzeugung) schaffen einen vertrauten Gesprächsraum. Der Erzähler wird zum Experten seiner eigenen Geschichte und gegenwärtigen Situation. Der Zuhörer hilft professionell mit seinem sensibilisierten biografisch-narrativen Ohr, die Geschichte zu strukturieren, in dem er sich an folgenden Regeln hält.

**Die erste Regel:** In einer erzählrelevanten Alltagssituation oder zu Beginn einer Beratungssituation durch einen gezielten Gesprächsimpuls die Adressatin bzw. den Adressaten einladen, die „Erzählschwelle“ zu überwinden. Wichtig hier ist die Anregung zur alltagssprachlichen Präsentation persönlicher Erfahrungen. Entscheidend für die Entfaltung erzählender Gesprächssequenzen ist das Hervorlocken von Geschichten mit den entsprechenden Stimuli, die das Erzählen auf die narrative Ebene des konkreten, detaillierten, anschaulichen Erzählens von Geschichten absenken. Beispiel: „Bist du hier in dieser Stadtteil eigentlich auch aufgewachsen?“ oder „Wie sieht denn Dein Tagesablauf im Moment so aus?“<sup>140</sup>.

**Die zweite Regel:** Entstehen kleine oder größere Pausen, dann sollen diese möglichst „ausgehalten“ und nicht vorschnell unterbrochen werden, da in den Pausen oft die fruchtbarsten Augenblicke eines Gespräches verborgen sind. Die Erzählenden sind in diesen Momenten ganz bei sich und hier wird in den Gedanken mit den entsprechenden Gefühlen weitererzählt, auch wenn es nicht unmittelbar artikuliert wird. Wichtig hier ist dem Erzählenden „die Entwicklung seiner Erzählung mit allen Sprüngen und Unterbrechungen, dem Gehen von „Umwegen“ und dem „Verschweigen“ von Erlebnissen und Gefühlsäußerungen zuzugestehen.“<sup>141</sup> Völzke empfiehlt hier Blickkontakt zu halten, ruhig und konzentriert bleiben.

---

<sup>139</sup> Völzke knüpft hier an das klientenzentrierte Beratungskonzept an.

<sup>140</sup> vgl. Völzke, op. cit. S. 277

<sup>141</sup> Völzke zitiert nach Nittel. S. 278



**Die dritte Regel:** Nach Pausen oder weiteren Unterbrechungen durch vorsichtiges Nachfragen an bereits erwähnte Inhalte anknüpfen, was signalisiert, dass aufmerksam zugehört wurde und weiteres Interesse an der Fortsetzung des biografischen Gesprächs besteht. Beispiel: „Da waren also viele lustige Erfahrungen nach der Schulentlassung. Erzähl doch mal so ein Beispiel dafür.“<sup>142</sup>

**Die vierte Regel:** Das biografische Gespräch wird vor allem durch zugewandtes, aktives Zuhören aufrechterhalten und strukturiert. Beispiel: Durch „Hm“- Signale, situatives Kopfnicken, die zugewandte Körperhaltung und den Blickkontakt wird dem Gespräch ein dialogischer Charakter gegeben<sup>143</sup>. Aktives Zuhören ist somit essentiell.

**Die fünfte Regel:** Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung eines konsistenten „roten Fadens“ ist die Zurückhaltung mit eigenen Bewertungen und Deutungen des Erzählten.

Es ist empfehlenswert sich als Zuhörer mit dem Spiegeln von Gefühlen, Schlussfolgerungen, Erteilen von Ratschlägen, persönlichen Kommentaren sowie politisch-moralischen Einwänden zurückzuhalten.

Gemäß dem Prinzip der evaluativen Nichtintervention sollen im Fluss des Erzählens eigene Bewertungen und Deutungen der Betroffenen als ausreichend für die Bewältigung der gegenwärtigen Lebenssituation verstanden werden.<sup>144</sup> So kann ein intensives emotionales Nacherleben entstehen, das Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Erlebnissen herstellen lässt.<sup>145</sup> Im Abschluss biografisch–narrativer Kommunikation findet noch ein Austausch über den Prozess der Kommunikation selbst statt: „Wie ging es mit dem erzählen? Hattest du ausreichend Gelegenheit, alles zu erzählen?“ Es werden auch Zukunftspläne oder Perspektiven angesprochen.<sup>146</sup>

Ein Sozialarbeiter, der mit der oben genannten Methode Erfolg erreichen möchte, muss eine hohe Sensibilität und Bereitschaft zu mehreren langen Gesprächssitzungen aufzeigen.

---

<sup>142</sup> vgl. Völzke, op cit. S. 279

<sup>143</sup> ebenda

<sup>144</sup> ebenda, Völzke unterscheidet diese Art von Beratung von dem klientenzentrierten Beratungskonzept nach Rogers, wo das Verbalisieren der emotionalen Erlebnisinhalte durch den Therapeut im Mittelpunkt steht.

<sup>145</sup> ebenda S. 280

<sup>146</sup> ebenda S. 281

Er soll bereit sein, Handlungsdruck in der Situation auszuschließen und eine empathische Atmosphäre des Gesprächs zu sichern, wo eine Vertrauensbasis wichtigste Voraussetzung ist. Biografisches Erzählen ermöglicht später eine gezielte, auf den individuellen Einzelfall abgestimmte Intervention. Es gehört zu den Aufgaben der Sozialarbeiter, über die zur Verfügung stehende Zeit zu informieren, auf die grundsätzliche Offenheit der Situation zu verweisen, Aussagen über Schweigepflicht und den nicht-privaten Charakter des Gesprächs zu machen. Die Einladung zum Erzählen soll um eine Information über die Rollen des Erzählers und des Zuhörers ergänzt werden, um die Enttäuschung von erwarteten Ratschlägen und Lösungen aktueller Probleme zu vermeiden.<sup>147</sup> Eine klare Aussage, dass es nichts Falsches sein kann von sich zu erzählen und das Anerkennen der Eigenkompetenz für das Leben des Erzählers kann ein Reflexionsprozess in Gang setzen, der auch als „sanfte Intervention“ oder „heilende Wirkung des Erzählens“ bezeichnet wird.<sup>148</sup> Die vorher erwähnte anknüpfende Nachfrage soll zusätzlich das Gefühl des Verhörens reduzieren.

An dieser Stelle muss ich den Kritikern zustimmen, dass es nach einem ziemlich passiven Job aussieht und nicht mehr ist als ganz wenig reden und um so mehr zuhören. Es fehlt in diesem Konzept eine sozialarbeiterische Handlung oder Vertiefung, z. B. in die psychosoziale Beratung oder Begleitung, die sich an der speziellen Situation des Klienten bzw. des Migranten orientieren würde. Auf jeden Fall sehe ich eine unterstützende Rolle des Sozialarbeiters für die Identitätsbildung, wenn er sich liebevoll auf die Geschichte des Erzählenden konzentrieren kann und damit wahrscheinlich einen Schritt zur Selbstfindung beim Gegenüber initiieren kann.

---

<sup>147</sup> vgl. Völzke S. 276

<sup>148</sup> vgl. Materialien zur Workshop: Biografische Gesprächsführung (8./9. 11.2004), Dr. Michaela Köttig, Universität Göttingen, Reinhard Völzke, Landesinstitut für Qualifizierung NRW, S. 1

## **6 Schlusswort**

Das umfangreiche Thema der Identität – in Wechselbeziehung mit Prozessen der Migration - konnte in der vorliegenden Bachelorarbeit nur punktuell betrachtet werden und ich kann diese nicht ohne eine persönliche Reflexion beenden, da ich in diesem Fall selbst eine betroffene Person bin, die sich gerade mit der eigenen Identität sehr viel beschäftigt.

Die Reise durch die theoretischen Grundlagen der Identität hat mir den Blick auf den Begriff der „Identität“ erweitert und viele Schichten gezeigt, die mir im alltäglichen Leben nicht immer bewusst waren. Zu den wichtigsten würde ich hier das gesellschaftlich bedingte Verhältnis benennen sowie die Rollen, bzw. Funktionen, die man im neuen Umfeld zugewiesen bekommt, ohne dies vorher geplant, geschweige denn gewollt zu haben. Daher ist eine Auseinandersetzung mit diesem Thema nicht leicht, denn das besondere und schwierige daran ist, dass die schon nicht einfache Frage: Wer bin ich und welche Rollen fülle ich aus, in der näheren Betrachtung noch komplizierter erscheint. Zu Ich –Studentin, Ich -Tochter, Ich- Polin (und weitere...) kommt noch das unsichere, unbekante, fremde „Ich - Ausländerin“, „Ich - nicht dazu gehörende“, Ich - die nicht alles versteht“, „Ich- die sich nicht traut, was sagen, was unternehmen“, „Ich - die Passive“, „Ich – die für mich selbst unbekannt ist“. Die Gedanke „Ich bin doch nicht so gewesen“ ist beunruhigend und belastend. Die Menschen, die es beweisen könnten, wie „ich war“ sind leider nicht da. Dieses einsame sich selbst Erkenntnis führt zu Frustration oder sogar zu Identitätskrise.

Die Migration macht den „Gefühlshorizont“ breiter und schärfer: Sehnsucht, Verlust, Trauer, Abschied. Die verlassenen Freundschaften, Beziehungen und spontane Äußerungen sind nicht zu ersetzen und durch die Trennung nur noch mehr zu schätzen. Die Adaptation im neuen Land ist ein langer Prozess, der vielleicht nie sein Ende findet. In diesem Prozess aber erkennen die Migranten ihre eigenen Stärken und sind zu „ihrem Glück gezwungen“ sich selbst kennen zu lernen und akzeptieren. Mit dieser Akzeptanz wächst auch die Chance neue Beziehungen, Freundschaften zu knöpfen und neues Potential für ein aktives Leben zu schöpfen.

Der Bogen der vorliegenden Abschlussarbeit ist mit Absicht von ausgewählten Identitätstheorien, über die Identität und Migration und den Konfrontationen mit anderen

Menschen bis zur Situation der polnischen Migranten in Potsdam und der Suche nach einer Lösung und Selbstreflexion aufgebaut. Diese Reihenfolge ist wie eine Reise zu sich selbst. Die Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen der Identität und der Migration gab zunächst einen Überblick über mögliche Interpretationen der Wirklichkeit, gab eine neue Perspektive für die Wahrnehmung eigener Probleme und vor allem einen Ausweg aus der Einsamkeit. Die Erkenntnis, dass ich nicht die einzige bin, die sich fremd fühlt, sich wieder zu finden in der Literatur und den (Forschungs-) Erfahrungen und Rückmeldungen vieler Menschen, und letztlich auch zu wissen, dass seit der ersten Wanderbewegungen die Menschen mit Integrationsproblemen zu tun hatten, gab und gibt mir ein befreiendes Gefühl.

Aber auch in den Lebensgeschichten der Befragten polnischen Migranten konnte ich mich fast hundertprozentig wieder finden. Daher möchte ich an dieser Stelle festhalten, dass abhängig vom Lebenszyklus und Zeitpunkt zu dem die Auswanderung passiert, Identitätsprobleme auf verschiedene Art und Intensität auftauchen und durchlaufen werden. In dieser Arbeit waren es vor allem weibliche polnische Migranten, die durchschnittlich acht bis zehn Jahre in Deutschland leben, ziemlich gut deutsch sprechen, sich regelmäßig zwischen Deutschland und Polen bewegen, einen deutschen Partner haben und kleine Kinder die zweisprachig erzogen werden. Also Polen, die unmittelbar kurz vor Polens EU-Beitritt nach Deutschland gezogen sind und sich in einer sehr ähnlichen Situation wie ich befinden.

Warum ich die Netzwerkarbeit gewählt habe, ist anschließend von mir in Kapitel fünf begründet worden. Was ich bis dato nicht erwähnt habe ist, dass ich bei der Durchführung der Umfrage ein sehr positives Feedback und unterstützende Worte bekommen habe, die Themen „nirgendwo zu hause sein“ und „Konsequenzen der Migration“ anzusprechen. Sehr viel haben wir darüber diskutiert und ich habe das Gefühl gewonnen, eine geschlossene Tür zu öffnen. Dabei habe ich nicht nur nette Polen kennen gelernt, sondern auch ihre deutschen Partner, die in ihrem Alltag die Stimmungsschwankungen und Verzweiflung ihrer Partner miterleben.

Die „Schmerzen“ der Migranten sind oft unterbewusst und für sie selbst nicht klar. Daher muss, um ein Problem zu bewältigen, eine Diagnose gestellt werden. Auf die Frage „Wer bin ich“ folgt die Frage: „Warum bin ich so oft misstrauisch, so nachdenklich, so vorsichtig? Ich habe doch eigentlich alles was ich brauche, ich habe einen tollen Man/ eine tolle Frau, ein tolles Kind, ich habe eine schöne Wohnung, ich habe die Sprache gelernt, es müsste mir doch eigentlich gut gehen. Ist dann die Antwort darauf: Weil ich nicht hier zu

hause bin? Werde ich denn irgendwann zu hause sein, wenn ich hier länger bleibe? Wie viel Zeit muss noch vergehen, dass es mir wieder gut geht? Würde ich glücklicher, wenn ich zurückkehren würde? Darauf gibt es vielleicht keine Antwort, denn auch das Heimatland und die dortigen Netzwerke haben sich, wie aufgezeigt, in der Zwischenzeit mit Sicherheit geändert und somit wird eine Bewertung unmöglich. Aber mit anderen Menschen darüber zu reden, sich bewusst zu machen, dass es normal ist „sich so zu fühlen“ und dass es anderen auch so geht, hat schon eine therapeutische Wirkung. Ein Netzwerk kann eine Selbsthilfe-Funktion mit sich bringen. Soziale Arbeit kann, wie aufgezeigt, mögliche Partner zur Zusammenarbeit einladen. Dank der Gespräche in den Netzwerken bin ich stärker und freudiger geworden.

Wie im fünften Kapitel erwähnt, kann neben bestehenden Netzwerken die Betrachtung der eigenen Biografie sehr hilfreich sein. Ein Bruch in der Biografie, der für ein Gefühl der Entwurzelung, für Orientierungslosigkeit und Angst sorgt, braucht eine neue Verknüpfung. Eine Verbindung zwischen „Altem“ und „Neuem“, zwischen „Ich aus Polen“ und „Ich aus Deutschland“, eine Balance für den neuen Start. Dieser feste Boden kann, wie vorher beschrieben, die Biografiearbeit durchaus leisten. Ein Beweis dafür kann allein diese Bachelor Arbeit sein, die meiner Meinung nach in ihrem Aufbau Elemente der biografischen Arbeit hat.

Im Prozess des Schreibens habe ich auf mein ganzes Leben geblickt. Ich habe eine Art Gewinn-Verlust-Balance erstellt und einige Entscheidungen meines Lebens noch mal bearbeitet, dabei auch die Entscheidung ins Ausland zu gehen und dort zu bleiben. Es wäre jetzt zu persönlich und zu situationsbedingt, die Ergebnisse hier zu darstellen. Daher werde ich jetzt nicht sagen, welche Seite überwiegt, sondern nur, dass es mir „innerlich“ sehr viel besser geht und ich schaue schon mit leichtem Optimismus in die Zukunft. Diese Arbeit beweist mir, dass im Austausch über die eigenen Probleme mit anderen Menschen ganz viel Kraft zu finden ist, und dieser Austausch ermöglicht, auf die eigenen Probleme mit Distanz zu blicken. Ja, das ist kein neues Rezept und klingt vielleicht naiv, aber während der Migration sind die bekannten Sachen eben fremd und müssen teilweise neu erlernt werden, um die neue Identität annehmen und leben zu können!











## **Literaturverzeichnis**

1. Beer, Kintzinger, Krauss: Migration und Integration, Aufnahme und Eingliederung in historischen Wandel, Stuttgart 1997
2. Berger, Peter L.: Einladung zur Soziologie. Soziologische Perspektive I: Gesellschaft im Menschen, München 1973
3. Blauhusch, Freidrich: Zuwanderer und Fremde in Deutschland. Eine Einführung für soziale Berufe, Lambertus 1992
4. Chambers, Ian: Migration, Kultur, Identität, 1996
5. Esser, Hartmut: Aspekte der Wanderungssoziologie, Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Luchterhand 1980
6. Esser, Friedrichs (Hrsg.): Generation und Identität, Studien zur Sozialwissenschaft. Westdeutscher Verlag, 1990
7. Feld, Katja: Transnationale Potentiale in der Sozialen Arbeit und ihr Gewinn für die Arbeit mit heranwachsenden Migrant/innen, in Feld, Freise, Müller: Mehrkulturelle Identität im Jugendalter. Die Bedeutung des Migrationshintergrundes in der Sozialen Arbeit. LIT Verlag Münster 2004
8. Furtner-Kallmünzer, Maria: Biographie und Identitätsprobleme der zweiten Generation, in Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Beiträge zur Ausländerforschung – Wege der Integration. Weinheim, München 1998
9. Galuske, Michael: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 2003

10. Geißler, Rainer: Die Sozialstruktur Deutschlands. Die Gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung, 3. Auflage, Westdeutscher Verlag 2002
  
11. Gemende, Marion: Interkulturelle Zwischenwelten. Bewältigungsmuster des Migrationsprozesses bei MigrantInnen in den neuen Bundesländern, Juventa 2002
  
12. Glorius, Birgit: Transnationale Perspektiven, Eine Studie zur Migration zwischen Polen und Deutschland, Bielefeld 2007
  
13. Graudenz, Ines /Römhild, Regina (Hrsg.): Europäische Migrationsforschung, Forschungsfeld Aussiedler, Ansichten aus Deutschland, Frankfurt am Main 1996
  
14. Hanses, Andreas: Biografie und Soziale Arbeit, Grundlagen der Sozialen Arbeit, Band 9, Baltmannsweiler 2004
  
15. Hauber, Karl: Identitätspsychologie, 1995
  
16. Hoffmann, Klaus: Leben in einem fremden Land, Wie Türkische Jugendliche soziale und persönliche Identität ausbalancieren. Bielefeld 1990
  
17. Jakob, Gisela, von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik, Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, Weinheim und München 1997
  
18. Kleve, Heiko: Ambivalenz, System und Erfolg, Provokationen postmoderner Sozialarbeit, Carl-Auer Verlag 2007
  
19. Koch, Eckhardt: Transkulturelle Psychiatrie und Psychotherapie, in Treichler Andreas: Wohlfahrtsstaat, Einwanderung und ethnische Minderheiten, Probleme, Entwicklungen, Perspektiven, Westdeutscher Verlag 2002
  
20. Kohte –Meyer, Irmhild: Kindheit und Adoleszenz zwischen verschiedenen Kulturen Sprachen – eine interkulturelle Perspektive in der Psychoanalyse, Eine

- Interkulturelle Perspektive in der Psychoanalyse in Wohlfahrt E., Zammseie M.,  
(Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie – interdisziplinäre Theorie und Praxis, Springer  
medizin Verlag 2006
21. König, Mathias: Von den sprachlichen Grenzen des Demos: Sprache, Identität und  
die Probleme multikultureller Staatsbürgerschaft, in Behr H., Schmidt S.,  
Multikulturelle Demokratien im Vergleich, Institutionen als regulativ kultureller  
Vielfalt? Westdeutscher Verlag 2001
  22. Krappmann, Lothar: Soziologische Dimension der Identität, Strukturelle  
Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Klett-Cotta 1969
  23. Meister, Dorothee M.: Zwischenwelten der Migration, Biografische Übergänge  
jugendlicher Aussiedler aus Polen, Juventa 1997
  24. Möller, Steffen: Viva Polonia, Als deutscher Gastarbeiter in Polen, Frankfurt am  
Main 2008
  25. Nodari, Claudio, De Rosa, Raffaele: Mehrsprachige Kinder, Ein Ratgeber für  
Eltern und andere Bezugspersonen, Haupt Verlag 2003
  26. Nowicka, Magdalena: Von Polen nach Deutschland und zurück. Die  
Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa, Bielefeld 2007
  27. Oppenrider, Wilhelm, Thurmair Maria: Sprachidentität im Kontext der  
Mehrsprachigkeit, in Janich N., Thim-Mabrey Ch.: Sprachidentität - Identität durch  
Sprache, Günter Narr Verlag Tübingen 2003
  28. Otto, Hans-Uwe, Thiersch Hans: Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik,  
Luchterhand 2001

29. Pallaske, Christoph: Migrationen aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren. Migrationsverläufe und Eingliederungsprozesse in sozialgeschichtlicher Perspektive. Internationale Hochschulschriften, Bd.394, Waxmann, 2002
  
30. Spurk, Jan: Nationale Identität, zwischen gesundem Menschenverstand und Überwindung, Frankfurt am Main/ New York 1997
  
31. Thim-Mabrey, Christine: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht, in Janich N., Thim-Mabrey Ch.: Sprachidentität - Identität durch Sprache, Günter Narr Verlag Tübingen 2003. S. 1-17
  
32. Thomas, Alexander, Kammhuber Stefan und Schmidt Stefan: Interkulturelle Kompetenz und Akkulturation, in Fuhrer, Ursula und Uslucan, Haci-Halil (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung, Stuttgart 2005
  
33. Treibel, Anette: Migration in modernen Gesellschaften, Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit, Grundlagentexte Soziologie, Juventa 1990
  
34. Treichler, Andreas: Wohlfahrtsstaat, Einwanderung und ethnische Minderheiten. Probleme, Entwicklungen, Perspektiven, Westdeutscher Verlag 2002
  
35. Uslucan, Haci-Halil: Chancen von Migration und Akkulturation, in Fuhrer, Ursula und Uslucan, Haci-Halil (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 2005
  
36. Völzke, Reinhard: Erzählen –Brückenschlag zwischen Leben und Lernen, Angeleitete biografischnarrative Kommunikation in Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit, Sozialextra November 2005
  
37. Zuwanderung und Integration im Land Brandenburg, Bericht der Integrationsbeauftragten des Landes Brandenburg 2009

## ZEITSCHRIFTEN

1. A. Hettlage-Varjas, R. Hettlage: Kulturelle Zwischenwelten, Fremdarbeiter – eine Ethnie? in Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Heft 10
2. Migranten in der Landeshauptstadt und die Ausländerbeiratswahl 2008, Statistischer Informationsdienst LHS, Potsdam Nr. 4/2008
3. Migration, Flucht und Wanderungen am Ende des 20. Jahrhunderts, Welt Trends, Internationale Politik und vergleichende Studien. GFSP 1994

## INTERNETQUELLEN

1. [www.destatis.de](http://www.destatis.de) Rubrik Bevölkerung /Migration und Integration/Ausländische Bevölkerung/ Tabellen vom 11.10.2009
2. [www.statistik-berlin-brandenburg.de](http://www.statistik-berlin-brandenburg.de) Rubrik Statistiken/Bevölkerung/Einbürgerungen und Ausländer vom 11.10.2009
3. [www.potsdam.de/cms/beitrag/10035606/400366](http://www.potsdam.de/cms/beitrag/10035606/400366) vom 11.10.2009
4. [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)

## ***Eidesstattliche Erklärung***

Ich versichere, dass ich die vorliegende Bachelorarbeit selbständig verfasst habe. Andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel wurden nicht verwendet.

-----  
*Ort, Datum*

-----  
*Unterschrift*

